

Die Spitalkirche als typische Markgrafenkirche

13 Andachten von Pfarrer Hans Peetz zum Kanzelaltar und zur Kirchendecke

„Herr, dein Wort, die edle Gabe“ - der Kanzelaltar

- 1. Der Vorhang geht auf (Die Predigt)**
- 2. Küssende Engel**
- 3. Die Finger am Schwert (Paulus)**
- 4. Wer hat die Schlüssel? (Petrus)**

„Gott ist gegenwärtig“ – das Deckengemälde

- 5. Gott sehen**
- 6. Der Himmel geht auf**
- 7. Die Engel**
- 8. Unreine Lippen**
- 9. Mundreinigung**

Der alte und der neue Bund – der Deckenstuck

- 10. Indiana Jones, der Jäger des verlorenen Schatzes – oder: die Bundeslade**
- 11. Bienenstock in der Kirche? – die Schaubrote**
- 12. Zuckerbrot und Peitsche? – die Gebotstafeln und das Kreuz**
- 13. Ist das Lamm fromm?**

(Im nachfolgenden Text sind die Kapitel anders gezählt.)

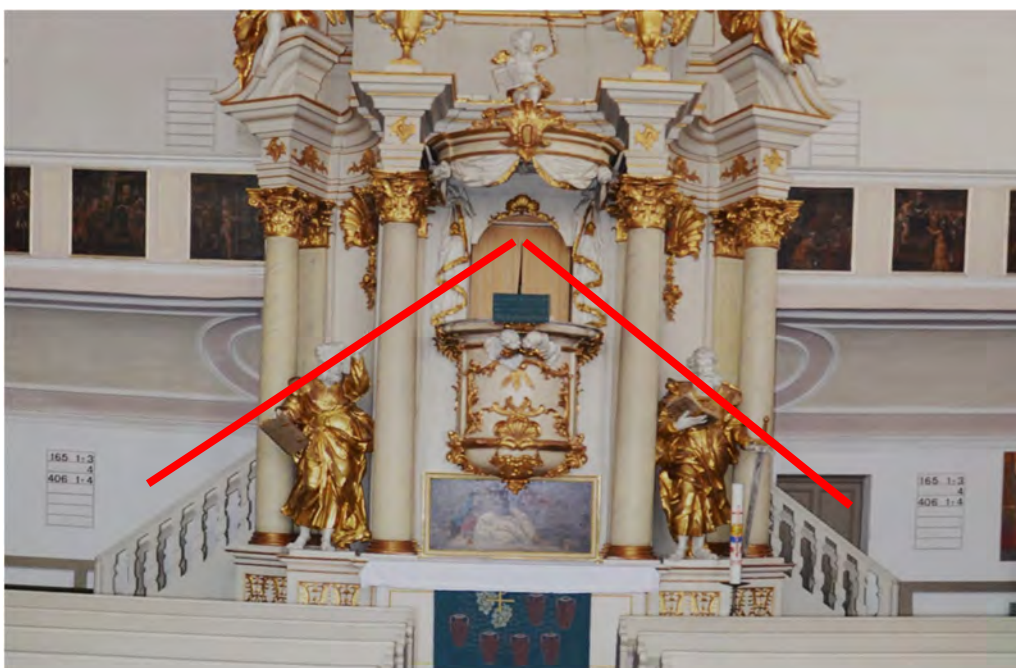
1. „Herr, dein Wort, die edle Gabe“ - der Kanzelaltar

1.1. Der Vorhang geht auf

Die Bayreuther Spitalkirche, eigentlich „Hospitalkirche“, gehört zu den schönsten Markgrafenkirchen überhaupt. Schließlich waren hier die besten Architekten und Künstler des Bayreuther Hofes am Werk. Aber nicht die Architektur- und Kunstgeschichte steht im Vordergrund. Der ganze Bau mit seiner Fassade zum Marktplatz und alle Kunst spricht die Sprache des Glaubens, ist Gestalt gewordene Botschaft. Zunächst möchte ich mich dem Kanzelaltar widmen, den der Bildhauer Johann Gabriel Rantz im Jahr 1750 anfertigte.

Bei einer meiner letzten Kirchenführungen in einer Markgrafenkirche gestand mir eine Teilnehmerin – fast beschämt –, dass sie beim Kanzelaltar in ihrer Heimatkirche als Kind immer ans Kasperltheater denken musste. Das Motto „Der Vorhang geht auf“ erinnert ja auch ans Theater. Man könnte ebenso die Verbindung zum schönsten erhaltenen Rokokotheater, dem Weltkulturerbe Markgräfliches Opernhaus mit seinem neuen Theatervorhang herstellen. Die beiden großen Engel oben auf dem Altar ähneln denen oben über der Bühne doch sehr, wie mir scheint. Vorhänge aus Holz schmücken auch diese Kanzel, rechts und links neben dem Zugang und an der Unterseite des Kanzeldeckels. Sie sind aufgezogen, offen.

Wenn wir uns schon auf dem rutschigen Boden der unpassenden Vergleiche bewegen, dann könnte man noch eins drauf setzen bei dem runden Kanzelkorb an eine „Bütt“ denken, von der aus die Karnevalisten ihre mehr oder weniger lustigen und geistreichen Faschingsreden halten. Doch bleiben wir beim Vorhang. Der geht auf oder steht offen nicht für einen Hanswurst und sein Kasperltheater, sondern für den Pfarrer (damals gab es noch keine Pfarrerinnen) und seine Predigt. Alles in diesen evangelischen Barockkirchen ist ausgerichtet auf die Predigt. Man muss sich nur dieses Dreieck vor Augen führen, das die beiden Treppenaufgänge zur Kanzel bilden. Die Linien zeigen direkt auf den Kopf des Pfarrers. Petrus und Paulus unterstreichen mit ihren Handbewegungen und so, wie sie ihre Bücher halten, diese Linienführung. Alles läuft auf den Mund des Pfarrers zu.



Da kann einem schon schwindelig werden, auch ohne Höhenangst, wenn die Predigt so überhöht wird. Denn das ist die Verheißung und der Anspruch: durch diesen Menschen, diesen Mann im Amt des Pfarrers spricht Gott selbst. Ein Bekenntnis der evangelisch-reformierten Kirche in der Schweiz bringt es auf den Punkt: „Die Verkündigung des Wortes Gottes ist Wort Gottes“. Der Vorhang geht auf, nicht um die Menschen mit derben Späßen zu unterhalten und zu belustigen, sondern damit das Evangelium verkündet wird, die frohe Botschaft. Auch wenn es nicht immer etwas zu Lachen gibt, soll doch Freude aufkommen. Und ein bisschen Humor schadet ja auch einer Predigt nicht. Nicht nur, weil die Leute dann besser aufpassen und zuhören. Lachen befreit. Dass wir frei werden, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes genießen dürfen. Das ist doch die Botschaft des Evangeliums.

Der Mann auf der Kanzel steht im Mittelpunkt. Aber er soll sich nicht selbst in den Mittelpunkt stellen, soll kein Selbstdarsteller sein, sondern eigentlich nur Sprachrohr, dass Gott selbst reden kann. Das geht nicht automatisch. Und es wäre wohl eine im wahrsten Sinn heillose Überforderung, wenn jedes Wort einer Predigt Gottes Wort sein sollte. Was haben wir nicht schon für Unsinn und für Banalitäten gehört und auch selbst gepredigt als Pfarrer.

Aber mit Hilfe des Heiligen Geistes, der in Gestalt der Taube an der Unterseite des Kanzeldeckels schwebt, der aus seinem blauen Himmel herab kommt auf den Prediger – mit Hilfe des Heiligen Geistes geschieht es, dass Gott selbst mich anspricht durch das, was dieser Mensch da oben sagt. Vielleicht ist es nur ein Satz, vielleicht sogar ein missverstandener. Und vielleicht weiß ich es erst viel später, dass dieser Satz, der mich getroffen hat und der hängen geblieben ist, von woanders her gekommen ist als nur von den Lippen eines Menschen.

Auch im Tempel von Jerusalem gab es einen Vorhang. In der Markgrafenzeit wurden die Kirchen oft als Tempel bezeichnet, so wie es in Frankreich heute noch üblich ist. Und in den Markgrafenkirchen gibt es viele Bezüge zum Alten Testament. Manchmal steht im Dreieck mit dem Strahlenkranz der hebräische Gottesname „Jahwe“. Der Vorhang im Tempel hatte eine andere Funktion. Er ging niemals auf. Er schloss ab und verbarg, was dahinter lag und dahinter vorging. Dazu sind Vorhänge ja vor allem da, dass man sie zuziehen kann und niemand hereinschauen kann, nicht ins Schlafzimmer, wo man ungestört sein und nicht gesehen werden möchte, oder im Bad. Auch im Theater war der Vorhang wohl vor allem dazu da, dass das Publikum nicht zuschauen muss, wie die Bühnenarbeiter die Kulissen umbauen, wie die Schauspieler sich aufstellen und was sonst noch alles hinter den Kulissen geschieht. „Hinter den Kulissen“, das ist ja sprichwörtlich geworden für Versteckspiel und Geheimniskrämerei, für alles, was Otto Normalverbraucher nicht sehen oder mitbekommen soll.

Hinter dem Vorhang im Tempel von Jerusalem lag das Allerheiligste. Hier stand wohl die Bundeslade mit den Tafeln, die Gott auf dem Berg Sinai gab als Zeichen des Bundes mit seinem Volk (Die Bundeslade und die Tafeln mit den 10 Geboten sehen wir in der Spitalkirche im Deckenstück von Albin. Siehe unten). Das Allerheiligste war deshalb so heilig, weil der heilige Gott hier seine Gegenwart versprochen hat. Naiv ausgedrückt: da hinter dem Vorhang wohnte Gott. Nur der Hohepriester durfte diesen Raum betreten, und das auch nur nach entsprechender Reinigung. Alle andern mussten draußen bleiben, draußen vor diesem geheimnisvollen Raum. So war es in vielen Religionen: nur der höchste Priester, der Pontifex, der Brückenbauer zwischen Gott und der Welt hatte Zugang zum Allerheiligsten.

Als Jesus am Kreuz stirbt, im Moment seines Todes heißt es, dass der Vorhang im Tempel mitten hindurch riss. Gott tritt hervor aus dem Verborgenen, wo kein Normalsterblicher Zugang hat. Gott zeigt sich. Die Theologen sagen: er offenbart sich. Er zeigt sein Gesicht, sein innerstes Wesen. Und das, als Christus stirbt und der römische Hauptmann bekennt: wahrlich, das ist Gottes Sohn gewesen. Gott zeigt sich den Menschen, dass sie ihn erkennen können. Er zeigt sich uns, wenn sein Wort verkündigt wird auf der Kanzel.

Der Zugang zur Kanzel hat die Form einer Tür, der Vorhang wird zum Türschmuck, zum Schmuck für die Tür. Nicht nur, damit der Pfarrer einen schönen Eingang zu seiner Kanzel hat oder dass er von einer entsprechenden Kulisse eingerahmt wird wie ein kleiner Fürst. Jesus Christus ist die Tür. Mit seinem Tod am Kreuz hat er den Zugang zu Gott frei geräumt, nichts trennt uns mehr von ihm. Das vor allem soll der Pfarrer auf der Kanzel verkündigen.

Der Vorhang geht auf. Das Stück beginnt. Das mit dem Kasperltheater ist gar nicht so abwegig, wenn man den Pfarrer nicht zum Kasper macht. Da wird gelacht und geweint, da wird Gutes getan und auch Böses, wie im echten Leben. Und schließlich gibt es ein happy end.



1.2. Küssende Engel

Die beiden Engelsköpfe sind etwas wie ein Markenzeichen Bildhauerfamilie Rantz. Aber auch die Stuckateure wie Pedrozzi haben sie an Kirchendecken gesetzt. Hier am oberen Rand des Kanzelkorbes sind es zwei kindliche Köpfe mit etwas langen Nasen. Der eine mit den anliegenden kurzen gewellten Haaren wirkt aus der Entfernung fast kahl. Der andere erinnert an einen blonden Knaben im lockigen Haar. Sie kommen einander ganz nah, blicken einander in die Augen. Ihre Lippen berühren sich fast.



Wenn alles in dieser Kirche der Verkündigung, der Predigt dient, was verkünden diese beiden niedlichen Knabenköpfe, die aus ihren goldenen Krügen herausschauen, umgeben von den Wolken als Zeichen des Himmels? Im Hintergrund steht vermutlich der 11. Vers des 85. Psalms, wo es heißt, dass „Gerechtigkeit und Frieden sich küssen“ mögen. Dieses poetische Bild ist Teil eines Gebets in Kriegs- oder anderen Notzeiten. In der Lutherbibel überschrieben „Bitte um neuen Segen“. Ein sehnsüchtiger Ruf nach Frieden: „Könnte ich doch hören, was Gott der Herr redet, dass er Frieden zusagte seinem Volk“.

Um 1750, hundert Jahre nach dem 30-jährigen Krieg steckt der Schock wohl nicht tief an den Köpfen und Herzen, das Trauma dieser größten humanitären Katastrophe in Mitteleuropa. Wenn man hört, dass in der Hungersnot Mütter ihre Kinder geschlachtet und zum Essen serviert haben, kann man etwas vom Schrecken und der Grausamkeit dieses Krieges erahnen. „Machet Fridt oder ihr solt Ewig unfridt haben“, ruft ein Engel auf einem Flugblatt aus dem Jahr 1646 den Gesandten auf dem Westfälischen Friedenskongress zu. 1650, zwei Jahre nach dem Friedensschluss, lässt der Herzog Ernst I. von Sachsen-Gotha, genannt „der Fromme“, seine zerstörte Residenz in Gotha wieder aufbauen. Er gibt seinem Schloss einen neuen Namen: aus „Grimmenstein“ macht er „Friedenstein“. Und über dem Eingangstor lässt er wie eine Art Wappen das Bild vom Friedenkuss anbringen.

Zwei Frauen umarmen und küssen einander auf den Mund. Die auf der linken Seite im roten Kleid hält in der einen Hand die Waage und in der anderen das Schwert. So wird die „iustitia“ dargestellt, die Gerechtigkeit: mit der Waage wägt sie ab, was Recht ist und was Unrecht, mit dem Schwert straft sie, die Unrecht tun. Die Allegorie des Friedens im blauen Kleid hält den Palmwedel. In der Antike trug ihn die Siegesgöttin Nike. Als der Friedenskönig Jesus auf einem Esel in Jerusalem einzieht, schmücken die Menschen seinen Weg mit Palmzweigen. Über den Frauen steht das Motto, das sich schon die Coburger Verwandten für ihr Schloss Ehrenburg ausgesucht hatten: „Friede ernehret, Unfriede verzehret“.



Im 85. Psalm geht es ja auch um den Segen, dass „unser Land seine Frucht gebe“. Unfriede verzehrt. Die Soldaten, die durchziehen oder in den Dörfern und Städten einquartiert werden, verzehren die Vorräte. Das Feuer, mit dem die Feinde die Getreidefelder abbrennen, verzehrt die Lebensgrundlagen. Heute brauchen wir uns nur die Bilder von den zerbombten Städten in Syrien anschauen. Wie soll da wieder Leben möglich sein?! Auch hundert Jahre nach dem großen Krieg wussten die Markgrafen, dass der Wohlstand und die kulturelle Blüte nur auf der Basis von Frieden und einer Rechtsordnung möglich ist, eben wenn Frieden und Gerechtigkeit zueinander kommen in liebevoller Einheit.

Vieles erinnert mich an die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg. Basis für das „Wirtschaftswunder“, den Wohlstand und die Wohlfahrt, die wir heute genießen, sind der Friede und die freiheitlich demokratische Rechtsordnung als Grundkonsens einer Gesellschaft. Umso erschreckender ist es, dass es wieder zahlreiche Menschen und einzelne Parteien gibt, die dieses in Frage stellen, als hätten sie nichts aus der Katastrophe gelernt und alles vergessen oder nie erfahren, was vor 80 Jahren geschah.

So führen uns die niedlichen Engelsköpfe hinein in die Grundfragen unseres Staates und der Politik. Für die Markgrafen war diese Verbindung selbstverständlich, wenn sie sich in ihrem Regieren an Gottes Wort gebunden wussten, auch wenn nicht alle den Beinamen „der Fromme“ erhielten. Man könnte aber auch sagen: sie benutzten die Religion und die Kirche dazu, um ihre Herrschaft zu legitimieren und zu stabilisieren. Aber was ist daran zu kritisieren, den diese beiden Engel die Richtschnur vorgeben, so dass Frieden und Gerechtigkeit von Ton angeben in einem Land, in einer Stadt.

Aber nicht nur diese politische Botschaft sollte gepredigt werden von dieser Kanzel, wo man immer die beiden einander zugeneigten Köpfe sah, wenn man zum Pfarrer aufblickte. Das Evangelium von Jesus Christus soll verkündet werden. Da geht es vor allem um die Liebe, um Gottes Liebe zu uns. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, heißt es im 1. Johannesbrief. Das wünschen sich Brautpaare als Trauspruch und blicken einander vielleicht so verliebt an wie die beiden Knaben. Erstaunlich ist, dass der Apostel Paulus, sozusagen der Begründer der christlichen Theologie, so selten von der Liebe Gottes schreibt. Am häufigsten kommt das Wort in einem anderen beliebten Hochzeitstext vor, dem Hohen Lied der Liebe im 1. Korintherbrief. Paulus benutzt zwei andere Worte, wenn er beschreibt, was Gott uns in Jesus Christus schenkt. Er benutzt genau diese beiden Worte: Frieden und Gerechtigkeit.

Wir haben Frieden mit Gott. Unfriede zwischen Menschen und Völkern ist ja nicht nur dann, wenn man einander bekriegt, schlägt oder gar tötet. Unfriede herrscht, wenn die Beziehungen gestört sind. Der Krieg ist dann nur die Spitze. Wir haben Frieden mit Gott, weil er das, was diese Beziehung stört und belastet aus dem Wege räumt. Man nennt das dann „Vergebung der Sünden“. Im 85. Psalm wird dieses Thema übrigens auch angesprochen. Man bittet Gott, dass er seinen Zorn wieder fahren lassen möchte. Das mit dem Zorn Gottes ist ein schwieriges Thema. Bleiben wir lieber beim Frieden.



Das zweite Hauptwort bei Paulus ist Gerechtigkeit. Allerdings meint er nicht die Justitia mit Waage und Schwert, die jedem zuteilt, was er verdient, und den, der Unrecht tut, seiner gerechten Strafe zuführt. Das wäre ja genau das Gegenteil der Vergebung. Gerechtigkeit ist ja auch mehr als Urteil und Strafe. Gerecht vor Gott sein, könnte man vereinfacht so ausdrücken: du

bist mir recht, du gefällst mir. Womit wir wieder bei der Liebe wären und den beiden Knaben, die die Köpfe zusammenstecken, einander in die Augen schauen und sich ganz nahekomen.

1.3. Die Finger am Schwert

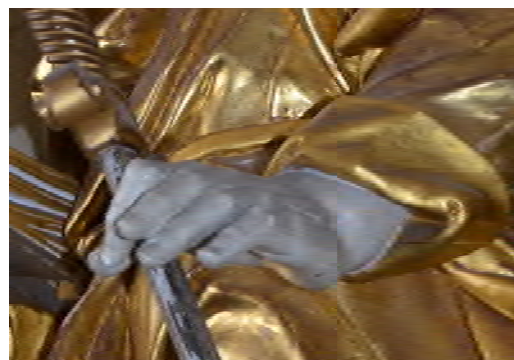
Petrus und Paulus stehen lebensgroß rechts und links der Kanzel, so wie in vielen Kirchen, besonders in Markgrafenkirchen. Paulus auf der vom Altar aus gesehen linken Seite erkennt man dabei vor allem an dem Schwert, das er in Händen hält. Aber warum trägt Paulus ein Schwert? Das würde doch besser zu Petrus passen, wenn man daran denkt, was von ihm in der Passionsgeschichte erzählt wird. Der Heißsporn greift zur Waffe, als die Soldaten Jesus gefangen nehmen im Garten Gethsemane, und schlägt dem Knecht des Hohenpriesters das rechte Ohr ab, „sein Name war Malchus“. Jesus, der sich widerstandslos festnehmen ließ, wollte eine solch gewalttätige Verteidigung nicht: „Stecke dein Schwert in die Scheide, befahl er Petrus. „Selig sind die Friedfertigen“ hatte Jesus in der Bergpredigt gelehrt. Das Schwert zu zücken, passt gar nicht in eine Kirche.

Bei Paulus könnte man höchstens daran denken, dass er vor seiner Bekehrung, vor seinem Damaskuserlebnis, wo er sich „vom Saulus zum Paulus“ wandelte, die Christen mit dem Schwert verfolgte. In manchen Kirchen sieht man Bilder, worauf er eine Rüstung trägt und wie vom Blitz getroffen vom Pferd stürzt, während vom Himmel ein Lichtstrahl herabkommt mit der Inschrift „Saulus, warum verfolgst du mich.“

(Bild: Pfarrkirche Kirchgattendorf)



Später wurde Paulus selbst zum Verfolgten, zum Märtyrer. Dass er dann in Rom den Märtyrertod erlitten haben soll, das sieht man an einem kleinen Detail unserer Statue. Paulus hält das Schwert nicht am Griff, sondern mit zwei Fingern an der scharfen Schneide. Das war seit alters her ein Hinweis darauf, dass er als Märtyrer sein Leben für seinen Glauben gelassen hat.



Das Schwert kennen wir aus der christlichen Bildsprache von woanders her. Auf Bildern aus dem Mittelalter ragen zwei Schwerter aus dem Mund Christi heraus. Für uns eine befremdliche Darstellung: Jesus Christus mit zwei Schwertern im Mund, eines rechts und eines links. So thront er auf dem Richterstuhl, umgeben von göttlichem Glanz. Die zwei Schwerter weisen den Menschen unter ihm die Richtung. Für die einen, die auf der rechten Seite geht es in den Himmel, ins Paradies. Für die Verdammten auf der linken Seite in die Hölle, wo schon der Teufel und seine schrecklichen Gehilfen mit Feuer und Folter auf die Unglücklichen warten. Es ist das Bild vom großen Weltgereicht, bei dem Christus mit dem Schwert trennt. Dieses steht ja – wir haben es das

letzte Mal gehört – für die Gerechtigkeit. Mit dem Schwert hackte man Dieben die Hand ab und vollstreckte man Todesurteile.

Dass Christus zwei Schwerter im Mund hat, zeigt dieses doppelte Urteil: Himmel oder Hölle. Eigentlich beruht es ja auf einem Missverständnis. In der Bibel ist von einem zweischneidigen Schwert die Rede, so wie wir es kennen: auf jeder Seite eine Schneide. Es muss wohl auch einseitige gegeben haben, mit nur einer Schneide, so wie bei einem Messer, mit dem man nur in eine Richtung schlagen konnte. In der Offenbarung des Johannes sieht der Seher Johannes Christus in seiner Vision umgeben vom Lichtglanz und der Herrlichkeit Gottes: „und er hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem Munde ging ein scharfes, zweischneidiges Schwert, und sein Angesicht leuchtete, wie die Sonne scheint in ihrer Macht“

Und dieses zweischneidige Schwert führt uns zu der Erklärung, warum Paulus immer mit dem Schwert dargestellt wird. Paulus verwendet es als Bild, als Vergleich. Genauer gesagt, im Hebräerbrief, der wohl nicht von Paulus selbst, aber unter seinem Namen und in seinem Geist geschrieben wurde, wird dieser Vergleich verwendet. Er bezieht sich auf Gottes Wort, Und damit sind wir wieder beim Hauptthema dieses Kanzelaltars: der Verkündigung des Wortes Gottes. In Hebräer 4,12 heißt es: Denn das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und dringt durch, bis es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.“



Verkörpert dieses Paulus mit dem Schwert die gleiche Gerichtsdrohung wie der mittelalterliche Christus? Martin Luther war als junger Mönch in Wittenberg ja vor diesem Bild des Richters mit den zwei Schwertern zu Tode erschrocken. Wie kann ich selig werden, wie kann ich vor Gott bestehen, wenn er so unbarmherzig richtet. Es ist aussichtslos. Und noch aussichtsloser erscheint es, wenn mit diesem Richterswrt nicht nur über die äußeren Taten gerichtet wird, sondern wenn es durch Mark und Bein geht, ja wenn die geheimsten Gedanken und Sinne ans Licht kommen. Das zweischneidige Schwert schneidet ja besonders tief, man kann es mit der Vorhand und der Rückhand benützen, es durchschlägt die Schutzschilde und Panzer, und wenn die eine Seite stumpf ist, gibt es noch eine zweite, scharfe.

Passt das zu Paulus, der doch die Rechtfertigung des Sünders verkündet; dass wir selig werden durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit? Passt das zu Paulus, bei dem Martin Luther das Evangelium entdeckt hat, das Evangelium von der Vergebung der Sünden und der Rechtfertigung allein aus Gnaden? Passt das zu dem Bild von Gott, den wir vertrauensvoll „abba“, Vater, nennen sollen und vor dem wir eben keine Angst haben sollen – Ehrfurcht, aber keine Angst; das ist zweierlei. Ist das nicht ein Widerspruch zu evangelischen Botschaft, die von dieser Kanzel verkündigt werden soll?

Im Hebräerbrief steht der Vergleich mit dem zweischneidigen Schwert in einem Kapitel, in dem denen, die an Jesus Christus glauben, Ruhe versprochen wird: himmlische Ruhe. Eigentlich ungewöhnlich, dass die Verheißung, das Ziel unseres Lebens, das was Gott uns schenkt, mit dem Wort „Ruhe“ beschrieben wird. Wir sind meist andere Worte gewohnt: Heil, Seligkeit, Freude, Erlösung oder Frieden. Das kommt der Ruhe dann schon näher. Aber wir vom Lärm, von der Hetze, von der äußeren und inneren Unruhe gestressten Menschen haben vielleicht wieder mehr Sinn dafür bekommen, was diese Ruhe bedeuten könnte. Schon äußerlich, für die Ohren, kann die Stille wie eine Erlösung wirken. Auch für den Körper, wenn er entspannt zur Ruhe kommen kann; und dann erst innerlich: die Seele.

Und dann wird im Hebräerbrief gewarnt, dieses Ziel zu verpassen, sich abbringen zu lassen von dem Ziel und von dem Weg, der Jesus Christus heißt. Als dieser Altar gebaut wurde, war das Wichtigste im evangelischen Gottesdienst die Beichte und die Vergebung der Sünden. Die Vergebung macht den Weg frei zu Gott, sie bringt die gestörte Beziehung wieder in Ordnung. Das große Schwert mit den zwei Schneiden warnt davor, sich etwas vorzumachen oder Gott etwas vormachen zu wollen. Es mahnt, ehrlich mit sich zu sein. Und wer ehrlich ist, muss zugeben, dass er vor Gott nicht bestehen kann. Oder besser: nicht bestehen könnte, wenn nicht Jesus Christus alles Störende beseitigt hätte. Mit dem Schwert waren einst Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben worden, der Cherub bewacht den Eingang mit dem Flammenschwert. Paulus treibt uns mit seinem Schwert in die Arme von Christus, der das Paradies wieder aufgeschlossen hat.

1.4. Wer hat die Schlüssel?

„Kommt ein verstorbener Pastor vor die Himmelstüre und muss warten. Kommt ein verstorbener Busfahrer und wird sofort eingelassen. Beklagt sich der Pastor: `Warum muss ich warten? Ich bin doch vom Fach!` Antwortet Petrus: `Wenn du gepredigt hast, haben alle Leute geschlafen. Wenn der Busfahrer Bus gefahren ist, haben sie alle gebetet!`“ Die Witze über Petrus an der Himmelstür kann man nicht zählen. Es gibt harmlose und schmutzige, geistreiche und dumme. Immer steht oder sitzt Petrus an der Pforte zum Paradies und entscheidet, wen er einlässt zu den ewigen Freuden und wen er hinunter schickt in die Hölle. Petrus hat die Schlüssel, die Himmelsschlüssel. Er kann aufsperrern und zusperren. Er kann die Tür versperren oder er kann die Himmelpforte aufmachen.

Die menschliche Fantasie – manchmal auch die männliche – erfindet unzählige Geschichten, warum jemand eingelassen wird und warum nicht. Meistens geht es um Belohnung für gute Taten, um Wiedergutmachung für das, was jemand auf Erden erlitten hat oder um Strafe für das,

was wir hier unten angestellt haben. Manchmal muss Petrus sogar die Rolle des Sensenmannes spielen, so wie bei dem Handwerker, der fragt, warum er schon mit 37 Jahren sterben musste. Petrus kontert: „bei den Stunden, die du bei seinen Kunden abgerechnet hast, müsstest du schon 93 sein.“ Petrus an der Himmelstür, das lässt sich wunderbar ausmalen, und sehr lustig.

Jesus war es ernst, als er dem Petrus die Schlüssel übergeben hat – keine richtigen Schlüssel wie an den Statuen in vielen, vielen Kirchen oder auf Bildern an der Decke oder an den Emporen, wo man goldene oder vergoldete Schlüssel sieht. Jesus gibt Petrus und auch den anderen Jüngern die Schlüsselgewalt. Ein Schlüssel ist ja ein starkes Symbol. Wer bekommt einen Schlüssel? Zu meinem Haus, meiner Wohnung; hier zur Kirche; zum Ämtergebäude oder zum Rathaus. Am Faschingsbeginn übergibt die Oberbürgermeisterin die Schlüssel zum Rathaus an die Narren. Sie übernehmen für die fünfte Jahreszeit das Regiment. Wer die Schlüssel hat, hat die Macht. Er kann eben aufsperrn und zusperren, kann selbst kommen und gehen, wann er will, und kann hereinlassen oder draußen stehen lassen, draußen vor der Tür. Auch in Discos haben Türsteher ziemlich viel Macht.

Jesus gibt Petrus und den anderen Jüngern Macht. Theologen sagen lieber Vollmacht. Ich will jetzt nicht vertiefen, was die Kirche im Laufe ihrer Geschichte mit dieser Macht getan hat. Das viele Gold könnte ein Hinweis sein auf weltliche Macht, die man herausaugen könnte aus der Macht über die Seelen. Jesus gibt Petrus Vollmacht; die Vollmacht, Sünden zu vergeben und, die Vergebung zu verweigern. Jesus überreicht dem Petrus keine goldenen Schlüssel, sondern Worte. In der Theologie nennt man es das „Binde- und Lösewort“. Bei der Ordination oder Amtseinführung von Pfarrerinnen und Pfarrern wird es auch heute zugesprochen, weil es auch heute gilt: „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben: Was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein.“ (Matthäus 16,19). Beim Binden und Lösen wird man an die Schlösser denken müssen, mit denen Ketten von Gefangenen gesichert werden, und nicht an Haustürschlüssel wie auf unseren Bildern.



Die Macht, die Jesus dem Petrus verleiht, und damit stellvertretend seiner Kirche, besteht in Worten. Nur Worte? Worte, die schon Goethe im Faust nicht so hoch schätzen wollte, und die man heute, überschwemmt von Wortschwallen, von Schönrederei und fake news, schnell als „blabla“ abwertet. Es sind mächtige Worte. Eben solche, die den Himmel aufschließen. Deshalb trägt Petrus zu seinem Erkennungszeichen, den Schlüsseln, immer auch das Buch – zumindest in Markgrafenkirchen. Er steht zusammen mit Paulus nicht als Heiliger da, nicht Sankt Peter und Paul, nicht als Kirchengründer, auf die sich die Päpste berufen, weil sie angeblich auf dem Stuhl Petri sitzen würden. So wie Paulus, dessen Schwert auf Gottes Wort verweist, das kräftig ist wie ein zweischneidiges Schwert, so steht auch Petrus für ein Wort, eben das Wort der Sündenvergebung.

Deshalb trägt er in den Markgrafenkirchen immer ein Buch. Und passt sich so in das zentrale Thema nicht nur des Kanzelaltars, sondern der ganzen Kirche ein: die Verkündigung des Evangeliums, der frohen Botschaft.

Hier in der Spitalkirche sieht man das besonders gut, nicht nur an dem großen Buch in der rechten Hand des Petrus. Mit der linken hält er die Schlüssel hoch und zeigt damit auf die Kanzel, auf den Prediger. Die ganze Linienführung vom Buch links unten (vom Besucher aus gesehen) über den Arm und die ausgestreckte Hand, alles läuft auf den Kopf, den Mund dessen zu, der da oben steht. Seine Aufgabe ist es, Sonntag für Sonntag und wann sonst gepredigt wird, den Menschen diese Botschaft zu sagen, die sich zusammenfassen lässt in dem einen Satz: „dir sind deine Sünden vergeben“.

Da geht die Tür auf, da öffnet sich der Himmel. Jetzt, wenn diese Worte gesprochen werden. Es gibt solche Worte, da redet man nicht nur über etwas, gibt nicht nur Informationen weiter. Es gibt solche Worte, die alles andere sind als belangloses Gerede – bei uns sagt man „Gwaaf“. Sondern Worte, da geschieht etwas. Die bewirken genau das, was sie sagen. Bei der Hochzeit zum Beispiel: das Ja macht die beiden zu einem Ehepaar. Oder ein Urteil im Gericht: „Ich verurteile sie...“ oder „sie sind frei gesprochen“. Genau das geschieht bei der Sündenvergebung: freigesprochen, nicht im Namen des Volkes, sondern im Namen Gottes selbst.

Petrus sitzt nicht oben an der Himmelstür und erwartet die Verstorbenen, die an der Tür anklopfen müssen und ängstlich darauf warten, dass er ihnen aufmacht; voller Ungewissheit, wie sein Urteil ausfällt; ob das reicht, was wir im Leben zusammen gebracht haben an guten Taten, unsere Anständigkeit, wenigstens der gute Wille, oder ob er all das andere ans Licht zerrt und wie eine Anklageschrift aus seinem Buch vorliest. Nein, das Buch, das Petrus hier hält, enthält nicht die Aufzeichnungen eines himmlischen Geheimdienstes, vor dem nicht verborgen bleibt. Petrus sitzt nicht oben an der Himmelstür, so dass wir uns Entschuldigungen ausdenken müssen, nach dem Motto „Wir sind doch alle, alle kleine Sünderlein“, oder: der hat's doch noch viel schlimmer getrieben. Auch List oder Bestechung, mit denen man sonst Türsteher überlistet, sind fehl am Platz.

Denn Petrus steht hier in der Kirche, direkt neben der Kanzel. Hier wird der Himmel aufgesperrt, hier im Gottesdienst oder in der Andacht, hier, wenn das Evangelium verkündet wird von dieser Kanzel. Manche Markgrafenkirchen heißen sogar so: zur Himmelspforte, „ad portam coeli“ wie in Tettau. Nicht erst dann, irgendwann nach Ende unseres Lebens geht hoffentlich die Tür auf, sondern jetzt und hier. Was könnte das für eine frohe, erlösende Botschaft sein, was könnte das glücklich machen und erleichtern. Wir müssen es nur glauben.

2. „Gott ist gegenwärtig“ – das Deckengemälde

2.1. Gott sehen

Am Ende einer theologischen Prüfung soll der Professor die Prüflinge einmal gefragt haben (Ich weiß nicht, ob es eine erfundene Geschichte ist, aber wenn sie erfunden ist, dann ist sie gut erfunden) – nachdem alle ihr Wissen gezeigt hatten, fragte er: Was ist das größte Problem in der Theologie? Da antwortete eine ganz eifrig: „Die Zweinaturenlehre“ (wie es geht, dass Jesus Christus in einer Person zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch ist). Der Professor schüttelte den Kopf. Da meldete sich ein anderer: „Natürlich die Trinität“ (dass Gott drei Personen in einem ist). „Nein“, schloss der Professor, „das größte Problem der Theologie ist, dass man Gott nicht sehen kann.“ Wahrscheinlich gilt das nicht nur für die Theologie, sondern für den Glauben insgesamt. Wie viele Zweifel würden sich auflösen wie der Nebel im Sonnenlicht. Keiner könnte mehr leugnen, dass es Gott gibt.

Dem Propheten Jesaja ist es vergönnt, Gott zu schauen. Er hat eine Vision. Und diese Vision hat der Kunstmaler Johann Benjamin Müller aus Dresden auf dem großen Deckenbild unserer Spitalkirche dargestellt. Wir wissen nicht, wer den Auftrag geben hat, gerade diese Szene darzustellen. Allerdings spielt dieses sechste Kapitel des Jesajabuches für unsere Markgrafenkirchen, ja für alle christlichen Kirchen eine wichtige Rolle. Wir wissen auch nicht, ob jemand den Maler angewiesen hat: So und so musst du es darstellen. Vielleicht findet sich in einem Brief zwischen dem Maler und dem Superintendenten (so hießen früher die Dekane) oder dem Stiftsprediger etwas. Jedenfalls malte der Kunstmaler Müller ein einzigartiges Bild von dieser Vision des Jesaja an die Decke der Spitalkirche, die im Jahr 1750 eingeweiht wurde.

„In dem Jahr, als der König Usija starb, sah ich den Herrn“, berichtet der Prophet. Er nennt den Zeitpunkt, er erinnert sich, dass es im Todesjahr des Königs war. Vielleicht hat er es erst viel später aufgeschrieben. Ihm war vergönnt, was nur wenigen Menschen auf der Welt vergönnt war: Gott selbst zu sehen. Aber er verliert kein Wort darüber, wie Gott ausgeschaut hat. Jesaja beschreibt nur das „Drumherum“: dass Gott auf einem hohen und erhabenen Thron saß und sein Saum füllte den Tempel gefüllt hat. Seltsam: kein Wort über das, was uns brennend interessiert hätte. Nicht nur bei berühmten Persönlichkeiten, wenn es kein Fernsehen gegeben hätte oder keine Bilder in der Zeitung, zum Beispiel von der Auffahrt der Premierengäste am Grünen Hügel in dieser Woche: Wie hat er denn ausgeschaut? Was hat sie denn angehabt? Da hat einer die einmalige Gelegenheit, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen und zu sehen, was sonst niemand sehen kann: nicht nur einen Filmschauspieler, eine Bundeskanzlerin – die kennt man ja von tausend Bildern – nicht nur den Kaiser von China, den wohl nur wenige Auserwählte zu Gesicht bekommen haben, sondern Gott selbst. Und dann erzählt uns dieser Prophet mit keinem Wort, wie Gott ausgeschaut hat.

Der Kunstmaler Müller musste sich also sein eigenes Bild machen. Er malt Gott, den Vater, so wie man ihn sich häufig vorgestellt und wie man ihn dargestellt hat: als einen älteren Mann mit einem schlohweißen Vollbart und ebenso weißen Haaren, mit gütigen Gesichtszügen, soweit man die aus der Ferne erkennen kann. Gekleidet in ein lichtweißes Gewand mit einem roten Umhang und goldenen Verzierungen. Die Farben haben ihre Bedeutung: weiß, das reine Licht, so wie es im Psalm heißt: Licht ist dein Kleid; Rot, seit jeher die Farbe der Herrschenden, der Kaiser und Könige, weil der Farbstoff der Purpurschnecke eben so selten und kostbar war, genauso wie das Gold. Gott breitet seine Arme aus, was man als Geste des Herrschens betrachten kann und zugleich als

Einladung. Gott ist beides: allmächtig und gnädig. Um sein Haupt leuchtet der Strahlenkranz. Die Strahlen gehen aus der Sonne hervor, die sein Antlitz umgibt. Eine ziemlich traditionelle, sehr verbreitete Darstellung. Wie man sich Gott Vater halt so vorstellt, oder vorgestellt hat.



Von etwas wunderbar Schöнем sagen wir: es ist wunderbar, herrlich, unbeschreiblich. Unsere Worte können es nicht fassen. Es gibt keine Worte dafür. Vielleicht verzichtet Jesaja auch deshalb auf eine genauere Beschreibung, weil es verboten war, sich ein Bild von Gott zu machen. Das hat ja seinen Sinn, weil Bilder oft in die Irre führen. Das ist ja schon bei uns Menschen so. Da habe ich ein Bild von jemanden, und eigentlich ist es nur ein Vorurteil. Der ist fleißig, der ist faul, die ist eingebildet oder gar blöd. Wie schnell erkennt man jemanden. Oder sieht eben nur eine Seite. Jemanden so festzulegen, vielleicht auf den ersten Eindruck, auf sein Äußeres, oder auf eine einzige Begegnung, eine Erfahrung, ist meist falsch und auch gefährlich. Damit hat man einen Menschen einsortiert in einen Kasten, eine Schublade. Und da kommt der schwer wieder heraus. Gott kann man schon gar nicht einsortieren in eine Schublade. Auch nicht in die Schubladen unserer Begriffe und Worte.

Und doch brauchen wir Bilder, auch und gerade Bilder von Gott. Wohl wissen, dass sie Gott nicht fassen können, und dass sie falsch werden, wenn wir meinen, wir hätten Gott damit im Käfig wie einen bunten Papagei. Wir brauchen Bilder, Vorstellungen. Wir sagen ja manchmal: „das kann ich mir nicht vorstellen“. Dass der oder die eine gute Bundeskanzlerin wird, ein guter Oberbürgermeister, das kann ich mir nicht vorstellen. Oder dass dieser Schüler nur Einser im Zeugnis hat. Das kann ich mir nicht vorstellen, heißt: ich glaube es nicht. Ich halte es nicht für möglich. Umgekehrt: glauben bedeutet, es sich vorstellen können. Martin Luther meinte, wenn wir Gottes Wort hören und glauben, dann entsteht in uns, in unserem Kopf und in unserem Herzen ein Bild, eine Vorstellung. Deswegen hat Luther eben nicht die Bilder abgelehnt, so wie

manche seiner Kollegen unter den Reformatoren. Deshalb finden wir in den lutherischen Kirchen im Gegensatz zu den reformierten solche Bilder wie hier. Nicht weil wir glauben, dass Gott so aussieht wie dieser ältere weißhaarige Herr. Sondern weil diese äußeren Bilder, die Bilder für die Augen, helfen sollen, ein inneres Bild zu bekommen. Wenn wir dann hören oder beten, dass Gott gnädig und allmächtig zugleich ist, dass wir dann so ein Bild vor Augen haben können von einem gütigen König, einem guten Vater, der zugleich mächtig genug ist, seine Liebe auch durchzusetzen.

Vielleicht verzichtet der Prophet Jesaja auch deswegen auf eine genauere Personenbeschreibung Gottes, damit unsere Fantasie angeregt wird, dass wir uns unser eigenes, persönliches Bild von Gott machen. Denn entscheidend für den Glauben ist, wer dieser Gott für mich ist. Da kann so ein traditionelles Bild auch hinderlich sein, wenn man ganz andere Erfahrungen gemacht hat. Aber es kann auch helfen, Gott neu zu entdecken oder ganz andere Seiten. Man könnte dieses Bild auch naiv nennen. So wie die Antwort des Professors sehr naiv klingt. Aber statt sich vor lauter Problemen und Schwierigkeiten im Dickicht zu verlieren, kann es richtig befreiend wirken, sich einfach in so ein Bild hinein und in eine andere Welt nehmen zu lassen.

2.2. Der Himmel geht auf

Majestix, der Chef des gallischen Rebellendorfes bei Asterix und Obelix hatte die große Sorge, dass ihm eines Tages der Himmel auf den Kopf fallen könnte. Kein Wunder, wenn man bedenkt, dass bei den alten Germanen und ihre Nachbarn den Himmel für ein steinernes Gewölbe hielten. Weswegen „Himmel“ und „Stein“ vom gleichen Wortstamm abstammen. Was sich bis heute in dem verwandten Wort „Hammer“ spiegelt. Mit dem Hammer behaut man Steine. Aus Stein sind auch die Gewölbe und Kuppeln der Kirchen. Da passt das schon besser mit dem steinernen Himmel. Und die Wahrscheinlichkeit, dass sich da ein Stein lockert oder sogar die ganze Kuppel einstürzt ist deutlich größer, als dass uns der Himmel auf den Kopf fällt. Renovierungsbedürftig ist freilich auch die Decke unserer Spitalkirche mitsamt dem großen Deckengemälde. Dass der Putz herunter kommt brauchen wir wohl nicht zu befürchten, aber die Wasserschäden sind doch deutlich sichtbar.

Kirchendecken verkörpern oft den Himmel, so wie die Decke des Himmelbettes. Besonders wenn sie die Form der Kuppel haben, die nach oben weit offen ist. Oder wenn der offene Himmel selbst gemalt ist, wie in etlichen Markgrafenkirchen. Der offene Himmel ist eines der Merkmale unserer Markgrafenkirchen. In Neudrossenfeld, Bindlach oder jetzt wieder in der Schlosskirche mit der Himmelfahrt Christi. In Weidenberg, in Nemmersdorf und in der Stiftskirche geht der Himmel auf an Weihnachten und Gott erscheint im hellen Licht. So wie hier. Inmitten des Himmelsblaus leuchtet ein helles Licht, vermischt sich im Übergang mit dem Blau zu Orange- und Brauntönen, so wie bei einem Sonnenuntergang. Oder besser: einem Sonnenaufgang. Wie die Sonne hervorbricht, so geht Gottes Herrlichkeit auf über uns. Hier in der Kirche.

Eigentlich beschreibt der Prophet Jesaja seine Vision, die dem Bild zugrunde liegt, etwas anders. Vom Himmel ist gar nicht die Rede. Es heißt: der Saum vom Gewand Gottes füllte den ganzen Tempel. Der große Tempel in Jerusalem kann nur dem Saum vom Gewand Gottes fassen. Vielleicht sieht Jesaja gar nicht mehr als den Rockzipfel Gottes. Seine Vision spielt im Tempel. Tempel wurden auch unsere Kirchen genannt in der Barockzeit. In Frankreich hießen die Kirchen

der Hugenotten „temple“. „Eglise“, Kirche, durften nur die katholischen Gotteshäuser genannt werden. Im Tempel geht dem Jesaja der Himmel auf.



Der Dichter Benjamin Schmolck hat es poetisch auf den Punkt gebracht: „Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier.“ Sie kennen das Lied? Es wird bei Konfirmationen gesungen, oder bei der Silbernen und Goldenen. Ich mag es besonders gern, weil es in Verse kleidet, was unsere Markgrafenkirchen ausdrücken. „Tut mir auf die schöne Pforte, führt in Gottes Haus mich ein; ach, wie wird an diesem Orte meine Seele fröhlich sein! Hier ist Gottes Angesicht, hier ist lauter Trost und Licht.“ Licht, so wie der Himmel und der ganze Kirchenraum mit seinen großen Fenstern. Benjamin Schmolck war fast sein ganzes Berufsleben lang Pfarrer in Schweidnitz in Schlesien. Die Kirche dort ist zwar keine Markgrafenkirche, aber eine der drei großen Friedenskirchen, die sich die Evangelischen nach dem Dreißigjährigen Krieg bauen durften.

Eine riesige Kirche, wunderbar ausgestaltet und ausgemalt. Auch hier an der Decke der offene Himmel, an dem sich Gott zeigt zwischen vielen Engel und Musikinstrumenten. Himmlisch, könnte man sagen. Schmolck dichtet sein Lied, übrigens eins von über tausend, im Jahr 1734 – 16 Jahre bevor die Spitalkirche eingeweiht wurde.

Wo Gott Wohnung genommen hat, wo der Himmel ist, da soll die Seele fröhlich sein. Das können wir auch draußen erleben, unter dem weiten, offenen Himmel. Mitten im Getriebe, in der Arbeit, bei den Besorgungen, wenn der Blick nur nach vorne geht, oder rund herum zu den anderen Menschen, zu den Geschäften, oder gesenkt nach unten gerichtet ist, weil einem so viel durch den Kopf geht, weil so vieles nach unten zieht und einen niederzieht – einfach stehen bleiben oder sich hinsetzen. Man sollte schon einen Halt einlegen, sonst geht es einem wie dem Hans-Guck-in-die-Luft. Sonst stolpert man, rennt mit anderen zusammen oder fällt gar ins Wasser (hier auf dem Marktplatz in das Bayreuther „Todesrinne“). Hinauf zum Himmel schauen, besonders wenn keine Wolken herabhängen. Diese Weite und Unendlichkeit spüren und damit die Leichtigkeit der Vögel oder der weißen Wölkchen. Vielleicht auch merken, wie klein und unbedeutend unsere alltäglichen Sorgen sind angesichts dieser unendlichen Weite.

„Ach, wie wird an diesem Orte meine Seele fröhlich sein.“ –das kann einem auch unter dem offenen Himmel draußen widerfahren. Manchmal benutze ich es als Rezept gegen Stress und Anspannung. In der Kirche haben wir einen anderen offenen Himmel. Keine unendliche Weite, aber einen unendlich reichen und herrlichen Gott. „Herr, deine Güte reicht soweit der Himmel ist.“

Sie merken es: hier spricht nicht nur der Eindruck von Weite und unendlicher Freiheit, hier sprechen nicht nur die Farben wie beim Sonnenaufgang und –untergang, die einen mitnehmen können und alles andere vergessen lassen. Hier sprechen Worte, so wie eben dieser Satz aus den Psalmen: Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel“. Oder: „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang sei gelobet der Name des Herrn.

Unter diesem Himmel hier ist viel Platz für das Lob und für den Dank. Oder für den Trost, den wir Christen vor allem aus dem Wort Gottes finden, dass einem leichter wird ums Herz oder Lasten abfallen können, wenn Jesus Christus sagt. Kommt her zu mir alles, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Und hier ist Platz für die Klage, so wie es im Jesajabuch später heißt: „Ach, dass du denn Himmel zerrissest und führest herab.“ Wenn der Himmel verschlossen ist durch tief herabhängende Wolken, von Gott und seinem Licht nichts sichtbar ist; bleierne Zeit, der Himmel wie eine bleierne Wand. Dafür steht diese Kirche offen jeden Tag. Dafür feiern wir Gottesdienst jeden Sonntag, dass wir dieses Wort hören, das den Himmel aufsperrt wie die Schlüssel des Petrus am Altar.

„Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier“. Der Vers geht aber noch weiter: „Zieh in meinem Herzen ein, lass es deinen Tempel sein“ – dann, so könnte man weiterdichten, wird der Himmel in deinem Herzen sein. Darum geht es bei all diesen Bildern in den evangelischen Kirchen, dass das Bild sich in unsere Herzen einprägt. Wenn es nämlich im Herzen ist, dann wirkt es auch draußen, außerhalb der Kirche, außerhalb des Gottesdienstes und der Andacht. Die äußeren Bilder, die für die Augen, sollen nur helfen, dass sich diese Bilder von Gott in unsere Herzen und Seelen einprägen, damit die Seele überall fröhlich sein kann. Und dann bekommt dieser banale Muntermacherspruch einen tieferen, geistlichen Sinn: „Hab Sonne im Herzen, obs stürmt oder schneit“ Denn „die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ, und was mich singen machet, ist was im Himmel ist.“

2.3. Die Engel

Der Maler Johann Benjamin Müller orientierte sich bei seinem Deckengemälde an der Bibel, genauer am 6. Kapitel des Jesajabuches. Aber so genau nun auch wieder nicht. Zum Beispiel bei den Engeln. Engel gehören unbedingt dazu – zum Himmel. Sie sind die Himmelswesen schlechthin. Manche kommen auf die Erde zu uns Menschen, als Boten Gottes. Sie bringen uns eine Nachricht. Oder als Taufengel das Taufwasser direkt vom Himmel, was besonders eindrücklich wird, wenn der Taufengel mit der gefüllten Wasserschale direkt von der Kirchendecke herunter gelassen wird. Oft stehen die barocken Himmelsboten auf Wolken. Sie haben immer ein Stück Himmel dabei. Sie bringen nicht nur eine Nachricht, sie bringen den Himmel auf Erden.

Die anderen Engel bleiben oben, die meisten sogar. Unendlich viele, wirklich unendlich, die himmlischen Heerscharen, hebräisch Zebaoth – nach ihnen wird auch Gott genannt – Jahwe Zebaoth, der Herr der Heerscharen – keine Soldatenheere, nichts Militärisches oder Militantes, sondern eben nur unzählig viele. Deswegen kann man auch getrost die dritte Strophe von „O du fröhlich“ singen, wo unsere Bibelstelle aufgenommen ist: „Himmlische Heere jauchzen dir Ehre“. Diese Heerscharen müssen eben nicht Krieg führen, sondern singen und jauchzen. Das ist ihre Beschäftigung die ganze Zeit lang. Aber Zeit gibt es im Himmel, in der Ewigkeit nicht. Deswegen kann den Engeln auch nicht langweilig werden mit ihrem ewigen Halleluja.



Müller malt die Engel so wie man sie sich in der Barockzeit vorstellt, und meistens auch heute: Wir sehen insgesamt zehn Engel. Man könnte sie in drei Arten einteilen: die Kopfflügler, die nur aus Kopf und Flügeln bestehen, die Knaben, also die „Putti“, die man im Barock überall sieht: in Schlössern, Parks und sonstwo; und die Frauen und Mädchen mit ihren großen Flügeln. Im Jesajabuch schauen die Engel ganz anders aus. Sie heißen dort Serafim, wir sagen „Serafen“. Das heißt übersetzt eigentlich „die Brennenden“. Aber von Feuer ist bei Jesaja nicht die Rede, nur davon, dass jeder Seraf sechs Flügel hatte. Zwei Flügel sind zum Fliegen da. Mit zwei davon bedeckten sie ihr Angesicht. Nicht, dass sie sich versteckt hätten hinter ihren Flügeln wie schüchterne Kinder, wenn sie fremdeln. Auch die Engel in nächster Nähe Gottes können den strahlenden Lichtglanz Gottes nicht aushalten. Früher mussten sich die Dienerinnen am Kaiserhof verschleiern, wenn sie dem Kaiser etwas brachten. Mit zwei Flügeln verdecken die Serafen ihre Füße. Wobei man davon ausgehen darf, dass das hebräische Wort mehr bedeutete als nur Füße und Beine, nämlich den ganzen Unterleib mit einschloss. Die Engel bedecken wohl ihre Blöße. Aber wahrscheinlich sind sie sowieso geschlechtslose Wesen.

Ganz anders die Engel auf unserem Bild. Die Putti sind Knaben, ziemlich drall und wohlgenährt, wie damals eben üblich. Im Himmel und in Schlössern muss man nicht hungern. Und die Schönheitsideale waren andere als heutzutage. Die Knaben hier sind nicht ganz nackt, ein kleiner Stoffetzen weht zwischen den Beinen (In Mistelbach hat man die zwei nackten Engel auf dem Kanzeldeckel nach hinten zur Wand gesetzt, die Gemeinde sieht nur die anderen mit Lendenschurz). Die beiden Frauen rechts unterhalb von Gottvater zeigen mit ihren tiefen Dekolletés viel nackte Haut. Und die hübsche mädchenhafte Figur auf der linken Seite, ebenso mit blonden unregelmäßigen Locken, streckt uns ihr nacktes Bein entgegen. Das weiße Kleid, weiß als Symbol der Unschuld und Reinheit, könnte in einem gewissen Gegensatz dazu stehen.

Aus den seltsamen Flügelwesen, die schon menschliche Züge an sich haben wie Gesicht und Beine, sind richtige Menschen geworden, sozusagen Menschen aus Fleisch und Blut. Eben nur mit Flügeln. Johann Benjamin Müller aus Dresden, der sonst Schlösser und Theater ausgemalt hat, malt die Engelknaben, Engelmädchen und Engelfrauen in der Kirche eben genauso, wie er es wohl anderswo auch getan hat. Und so entsteht das Bild von Engeln, wie es bis heute verbreitet ist: Knaben, Mädchen, Frauen. Letztere entsprechen dem Schönheitsideal der Zeit. Sie sind so etwas wie Models mit Flügeln. Manches Model legt ja auch mal große weiße Flügel an. Oder das Christkind auf dem Weihnachtsmarkt mit den langen blonden welligen Haaren.

Aber kommen wir zur Vision des Propheten Jesaja zurück. Die Engel, die Gott umgeben, diese himmlischen Heerscharen, tun etwas, das auf unserem Bild nicht zu sehen ist. Die Engel hier tun nichts – außer denen, die mit Feuer und Glut beschäftigt sind. Spielerisch umschweben sie Gott. Der Himmel wird zu einer Idylle, einem Ort der Entspannung und Ruhe, wo man nichts tun muss, keine Anstrengung, keine Mühe. Nur die Nähe Gottes genießen; selig sein. Die Serafim bei Jesaja haben eine andere Aufgabe. Es heißt: „Und einer rief zum andern und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der HERR Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!. Und die Schwellen bebten von der Stimme ihres Rufens.“ Der ganze Tempel, wo Jesaja diese Vision hat, zittert von ihren Rufen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll.“

Wir kennen diesen Ruf aus einem anderen Zusammenhang. Im Gottesdienst, bei der Feier des Heiligen Abendmahls gehört das Sanctus nicht nur zu jeder Messe und den entsprechenden Kompositionen, sondern auch zu jeder unserer Abendmahlsfeiern. Meist singen wir das „Heilig, heilig, heilig“ – so wie die Engel im Himmel. Vielleicht nicht ganz so schön. Aber es heißt im Gebet vorher, dass wir als Gemeinde einstimmen in den himmlischen Chor, der dort droben bei Gott in zeitloser Ewigkeit erklingt. Und damit geschieht, was wir im letzten Kapitel angesprochen haben und was diese Kirchendecke zeigt: Der Himmel geht auf und kommt zu uns herab, so wie es im Lied heißt: Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier.

Diese Kunst in unseren Markgrafenkirchen hat einen unmittelbaren Bezug zum Gottesdienst. Die Menschen damals haben den Zusammenhang unmittelbar verstanden, den Zusammenhang zwischen dem Rufen und Singen der Engel im Himmel zur Ehre Gottes, und dem, was wir in unserem Gottesdienst singen und tun. Das Besondere an dem Abendmahl ist, dass der große, allmächtige, heilige Gott in einem Bissen Brot und einem Schluck Wein gegenwärtig ist. Dass er sich so klein macht, dass wir ihn in Brot und Wein in uns aufnehmen können. So wie es im Lied eben weiter heißt: „Zieh in meinem Herzen ein, lass es deinen Tempel sein“ Dann haben wir den Himmel in uns. Und es müsste eigentlich etwas Wunderbares sein, wenn man die Englein singen hört. Hier können wir sie zumindest anschauen und uns an ihnen erfreuen.

2.4. Unreine Lippen

Jesaja, der jetzt noch kein Prophet ist, sondern erst einer werden soll, sitzt ganz weit unten am Bildrand. Achten wir noch nicht auf den Engel mit der Zange und der glühenden Kohle, sondern darauf, was vorher geschieht. Jesaja sitzt hier auf einem Stein, auf einem Stückchen Erde am Rande des Himmels. Grüne Pflanzen wachsen neben ihm. Gibt es im Himmel auch Grünpflanzen? Ein bisschen entrückt von der Erde scheint er schon zu sein, trotz Stein und Grünzeug. Unter seinen Füßen spiegelt sich das himmlische Blau.

In der Vision bekommt Jesaja zuerst einmal einen großen Schreck, ja mehr noch: ihn überfällt Furcht und Zittern. Dass er Gott mit eigenen Augen sehen darf, lässt ihn nicht Halleluja schreien, oder wie man heute reagieren würde, wenn man jemand ganz Berühmtes trifft, von einem staunenden „Wow!“ oder „Wahnsinn“, „Ich glaub`s nicht!“ bis dahin, dass einem einfach der Mund offen stehen bleibt. Jesaja findet Worte, aber keine der Bewunderung, kein „wonderful“ und „marvellous“, wie es meine irische Verwandtschaft ständig hervorstieß, wenn es etwas Schönes zu sehen gab. Jesaja erschrickt: „Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den HERRN Zebaoth, gesehen mit meinen Augen.“

Weh mir, ich vergehe. Immer wenn Gott erscheint in seiner Herrlichkeit, reagieren die Menschen in der Bibel mit Furcht und Schrecken. Auch die Hirten in der Weihnachtsgeschichte. Oder die Jünger auf dem Berg Tabor, als Jesus in ein himmlisches Licht verklärt wird. Dieser Schrecken, dass man die Hände vors Gesicht hält, kommt nicht nur vom Licht, so wie wir unsere Augen vor dem Sonnenlicht schützen. Jesaja meint, vergehen zu müssen, nicht wegen des Lichtes oder wegen der Hitze, sondern weil ihm bewusst wird, was in der Kirche „Sünde“ genannt wird. So geht es später auch dem Fischer Petrus am See Genezareth, als er diesen wunderbaren Fischzug macht. Ein ganzes Netz voller großer Fische, so dass ein Boot nicht ausreicht und die Fischerkollegen helfen müssen, den Fang abzutransportieren. Und Petrus: er fällt vor Jesus nieder und sagt: „Geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch“.

Ich weiß nicht, ob Sie ähnliche Erfahrungen kennen, nicht nur auf dem Gebiet des Glaubens, sondern allgemein. Wenn einem etwas Wunderbares widerfährt, etwas sehr, sehr Schönes, Überwältigendes, dass man erschrickt. Vielleicht so ähnlich wie in Liebesliedern, wo jemand bekennt: ich hab dich nicht verdient. Aber Liebe kann man sich ja auch nicht verdienen, und einen Menschen schon gar nicht. Jedenfalls führt uns das Geständnis des Jesaja und des Petrus zur Beichte hin. Und die spielte in der Zeit, als Müller das Deckengemälde schuf, eine ganz wichtige Rolle im Gottesdienst, im Leben der Christen überhaupt.

Die meisten denken heute: Beichte, das ist etwas Katholisches, mit Beichtstuhl und so, mit Gitter zwischen dem Sünder und dem Priester, ziemlich zwanghaft und vielleicht peinlich. Und meinen: Zum Glück müssen wir Evangelische das nicht tun. Aber in vielen Markgrafenkirchen stehen noch die Beichtstühle. Oft weiß man gar nicht, dass diese Zweiersitze, in denen zwei Menschen nebeneinander sitzen können, bis ins 19. Jahrhundert der persönlichen Beichte dienten. Zwar ohne Gitter zwischen Pfarrer und Gemeindeglied, so dass man einander in die Augen schauen konnte. Aber vor jedem Abendmahl ging man am Samstag beichten, seine Sünden bekennen und die Absolution, die Vergebung empfangen. Aus Gründen der Diskretion wurde die Einzelbeichte in diesen offenen Beichtstühlen dann abgeschafft. In der Bank oder in der Apotheke ist es ja nicht so schlimm, wenn die anderen, die hinter der Linie auf dem Fußboden etwas mitbekommen, was da am Schalter gesprochen wird. Aber wenn es um Intimes, um persönliche Verfehlungen und Schuld geht, dann soll niemand anderes etwas hören als der Pfarrer, der zum eisernen Schweigen verpflichtet ist. Und außerdem ist es schon peinlich genug, wenn die anderen zuschauen. Also gibt es die Beichte in der evangelischen Kirche heute entweder in der Seelsorge in einem geschlossenen Raum oder gemeinsam im Gottesdienst – nicht nur in speziellen Beichtgottesdiensten zweimal im Jahr, sondern ziemlich jeden Sonntag in Form des Sündenbekenntnisses am Beginn des Gottesdienstes. Das hat seinen Ursprung genau in dieser Szene, die da oben abgebildet ist.

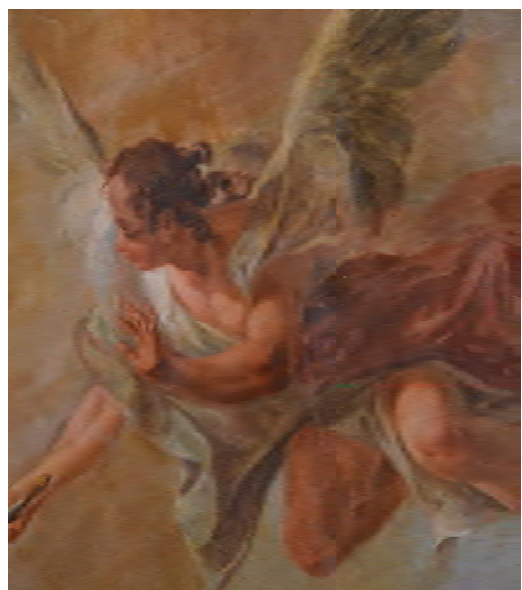
Ganz wichtig ist dabei, dass Jesaja nicht deshalb über sich selbst erschrickt und dieses Geständnis ablegt, weil ihm irgendjemand – Gott selbst oder einer dieser Engel – seine Sünden vorgehalten hätten. Nun, diese Engel schauen ja auch nicht so aus, als ob sie jemanden eine Moralpredigt halten würden. Nicht durch Vorhaltungen oder Vorwürfe, was er alles schlecht gemacht hätte, kommt Jesaja zur Erkenntnis über sich selbst, sondern durch diese wunderbare Erscheinung. Noch klarer bei Petrus. Der wird so reich beschenkt, mit Gutem überhäuft und ruft gerade angesichts dessen: „Ich bin ein sündiger Mensch“. Paulus wird später schreiben: „Weißt du nicht, dass Gottes Güte es ist, die dich zu Umkehr ruft.“ Und das Sündenbekenntnis im Gottes beginnt meist mit den Worten: „Im Lichte deiner Wahrheit erkenne ich...“ Im strahlenden Licht, das von Gott ausgeht, erkennt sich Jesaja selbst.

Dass er seine Unreinheit, seine Sündhaftigkeit mit dem Bild der unreinen Lippen beschreibt, kommt sicherlich aus dem, was folgt. Er soll ja als Prophet Gottes Wort verkündigen. Und dafür ist er zunächst einmal völlig ungeeignet. Deswegen geht es in der Geschichte und auf dem Bild um die Lippen. Aber das Bild von den unreinen Lippen sagt viel mehr. Es geht ja dabei nicht um Herpes (wir sagen „Peppen“) oder um Mundgeruch, was die Kommunikation in verschiedener Hinsicht unangenehm macht. Worte können so viel anrichten, im Guten wie im schlechten. Im Jakobusbrief werden für die Macht der Worte nicht die Lippen angeführt, sondern die Zunge. So ein kleines Organ, ein ziemlich schwacher Muskel, kann so viel bewirken. Oder wie es in dem volkstümlichen Spruch heißt: „Ein liebes Wort zur rechten Zeit, hat verhütet schon viel Herzensleid. Ein böses Wort, oft achtlos hing gesprochen, hat manchen schon das Herz gebrochen!“ Worte können vergiften, aber auch trösten und heilen.

Soweit die Vorgeschichte zu unserem Bild. Von alldem sieht man nichts auf dem Gemälde. Aber man versteht es nur, wenn man die Geschichte kennt, dieses Geständnis des Jesaja: „ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk unreiner Lippen“. Man könnte stundenlang weiterdenken und –reden über das „Volk unreiner Lippen“, über Lügen und Täuschung, über die Versprechungen der Werbung und über die „alternative Wahrheit“ in der Politik. Aber Jesaja zeigt eben nicht nur mit der rechten Hand hinunter auf die Welt, auf dieses „Volk unreiner Lippen“, sondern greift sich mit seiner linken an die eigene Brust – oder die es so schön heißt: „Hand aufs Herz!“

2.5. Mundreinigung

Man darf sich das wohl nicht allzu genau vorstellen – die Schlüsselszene – wie sie Jesaja berichtet: „Da flog einer der Serafim zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar nahm, und rührte meinen Mund an“. Obwohl der Maler Müller es sehr genau ausgemalt hat. Zugegeben, der Engel mit der Kohlenzange sieht nicht aus wie die Serafen mit den drei Flügelpaaren. Weder bedeckt er züchtig sein Angesicht noch die Beine, ganz im Gegenteil.





Aber sonst ist alles da auf dem Bild: ein quadratisches barockes Tischchen mit Engelsköpfen oben an den geschwungenen Tischbeinen, darauf eine Schale mit einem Kohlenfeuer, so wie es Jesaja wohl aus dem Tempel von Jerusalem kennt. Dort brennt es für die Opfer, die man Gott darbringt.

Weit streckt der Engel seinen Arm aus und führt die lange Zange zum Mund des Propheten. Von der Kohle steigt Rauch auf – oder von der Berührung mit dem Fleisch. Man darf sich das gar nicht so genau vorstellen. Wenn man sich die Lippen verbrennt, weil der Kaffee in der Früh noch zu heiß ist und man nicht warten kann, bis er abkühlt, dann tut das ziemlich weh. Aber zum Glück heilt das Gewebe im Mundbereich schnell wieder ab. Und beim Mittagessen spürt man schon nichts mehr, oder bei der Brotzeit am späteren Vormittag. Andere Brandwunden brauchen da schon länger. Oder wenn man sich die Lippen verbrannt hat im übertragenen Sinn. Weil ich wieder einmal meinen Mund nicht halten konnte und doch gesagt habe, was ich denke. So wie man unvorsichtig die heiße Tasse zum Mund führt, so platzt manch unachtsames Wort heraus. Wieder einmal den Mund verbrannt.

Genauso bildlich, symbolisch müssen wir uns das mit der glühenden Kohle vorstellen, sonst wird es allzu grausam. Das Feuer, die Glut reinigt. Asche ist absolut steril. Alle Erreger sind abgetötet. Der Engel erklärt dem Jesaja, was er tut und wozu das gut ist (so wie der Arzt dem Patienten den Eingriff erklärt): „Siehe, hiermit sind deine Lippen berührt, dass deine Schuld von dir genommen werde und deine Sünde gesühnt sei.“

Nicht nur die Lippen, der Mund ist gereinigt, sondern der ganze Mensch. Ich muss an Petrus denken, als Jesus ihm die Füße wäscht. „Nicht nur die Füße“, bittet er, „mache mich ganz und gar rein“. Und Jesus entgegnet: „Wenn ich dir die Füße gewaschen habe, bist du ganz rein“. Das ist



anders als bei unserer Körperpflege. An einer Stelle von Gott berührt zu werden, verändert den ganzen Menschen.

Die Fußwaschung weckt angenehme Gefühle, gerade in der Hitze, wenn die Füße staubig und heiß werden in den Sandalen. Die glühende Kohle auf den Lippen dagegen erzeugt das Gegenteil, wenn man es sich allzu konkret vorstellt. Aber so eine Reinigung ist oft mit Schmerzen verbunden. Wenn man einen Fehler gemacht hat, wenn einem etwas Blödes oder vielleicht sogar Schreckliches passiert ist, dann ruft sich das oft schmerzhaft ins Gedächtnis, das brennt dann wie Feuer. Oder wenn man dem Menschen wieder begegnet, den man verletzt hat oder beleidigt, mit dem es Streit gibt, dann kann einem schon heiß werden. Aber es eröffnet auch die Möglichkeit zur Versöhnung. Und um Verzeihung zu bitten, geht einem vielleicht auch nicht ganz leicht über die Lippen.

Aber Vergebung, Versöhnung ist doch eine schöne Sache. Und soll es auch in der Kirche sein. Von der „Freude der Buße“ lautet ein Buchtitel. Nicht nur in einer Partnerschaft können das sie schönsten Momente sein, wenn man einander verzeiht und die Versöhnung feiert, manchmal richtig feurig. Auch mit Gott könnte die Versöhnung richtig schön und fröhlich sein, wenn das Belastende, das, was zwischen uns steht, verbrennt wie die Schuldscheine, die wir im Konfirmandenunterricht ganz geheim beschrieben und dann im Beichtgottesdienst verbrannt haben. Allerdings war dann auch der ganze Tempel voller Rauch, aber das hatte einen anderen und sehr natürlichen Grund, und nicht so geheimnisvoll wie bei der Vision des Propheten.

Dass die Vergebung der Sünden bei Jesaja als Reinigung der Lippen geschieht, hat aber eine andere Ursache und ein anderes Ziel. Das merkt man aus dem Folgenden. Denn gleich, nachdem der Engel die Lippen des Jesaja berührt hatten, hört er, wie Gott zu ihm spricht: „Und ich hörte die Stimme des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein?“ Jetzt kann Jesaja antworten: Hier bin ich, sende mich!“ Jetzt hat er reine Lippen, jetzt kann er Gottes Wort in den Mund nehmen. Das ist die Aufgabe des Propheten: Gottes Wort den Menschen weitersagen.

Diese Szene ist typisch, wenn es in der Bibel darum geht, dass Menschen diesen Auftrag von Gott bekommen. Gott ruft sie, er zeigt sich ihnen, so wie er sich dem Mose am brennenden Dornbusch zeigt, wo es heißt: zieh deine Schuhe aus, denn das Land auf dem du stehst ist heiliges Land. Oder wie bei Petrus, der mit seinen Fischerkollegen einen wunderbaren Fang macht. Zuerst wehren sich die Auserwählten immer gegen den Auftrag. Mose sagt: Ich kann nicht reden, schick einen anderen nach Ägypten. Gott muss ihm den redegewandteren Bruder an die Seite stellen. Jeremia wendet ein: Ich bin zu jung, wer hört denn schon auf so einen jungen, unerfahrenen Kerl. Petrus will Jesus fortschicken: Geh weg, ich bin ein sündiger Mensch. Und am heftigsten wehrt sich Jona. Der reißt aus mit dem Schiff. Was Gott da alles inszenieren muss mit Sturm und Fisch, bis der Prophet an seinem Zielort ankommt und ausrichten kann, was Gott ihm aufgetragen hat, die Geschichte ist bekannt.

Jona reißt aus, weil er den Menschen in Ninive schlechte Nachrichten bringen soll. Oft ergeht es dem Überbringer schlechter Botschaften übel. Der Geldbriefträger, den es früher noch gab, bekommt dagegen Trinkgeld. Aber nicht nur die Angst steht hinter dieser Abwehr, dass man sich unbeliebt macht mit schlechten Nachrichten. Und die mussten die Propheten meistens überbringen, auch Jesaja: Gottes Zorn und sein Gericht, seine Strafen. Mehr noch steckt hinter dieser Weigerung, nämlich die Frage: wie sollen wir Menschen Gottes Wort in den Mund nehmen? Deswegen ist dieses Deckengemälde hier in der Spitalkirche, deswegen diese Szene mit

Jesaja direkt über der Kanzel. Hier sollen Menschen Gottes Wort verkünden. Nicht nur über Gott reden, über die Geschichten in der Bibel, über den Glauben. Gott will durch sie selbst reden. Ihr Mund soll zu Gottes Mund werden. Wie soll das gehen, wenn sie nicht nur Lautsprecher sind, wo am anderen Ende der Leitung oder an einem Funkmikrophon im Himmel Gott selber sitzt und ihnen vorgibt, was sie reden sollen? Wie kann das geschehen, dass die Menschen in der Kirche den Pfarrer hören, seine Predigt, seine mehr oder weniger gut gewählten Worte, seine Gedanken und Fragen, und dann glauben und merken sollen: da redet Gott selbst mit mir. Das ist schon ein Wunder. Deswegen dieses Gemälde direkt über der Kanzel, das erzählt: so geschah dieses Wunder damals, und so soll es immer wieder geschehen, jeden Tag: dass ein Mensch mit unreinen Lippen, ein Mensch aus einem solchen Volk, zur Stimme Gottes werden kann.

3. Der alte und der neue Bund – der Deckenstuck

3.1. Indiana Jones, der Jäger des verlorenen Schatzes – oder: die Bundeslade

Kennen Sie Indiana Jones? Der berühmte Filmemacher Steven Spielberg brachte 1981 den ersten Film mit den Abenteuern dieses Schatzsuchers auf die Kinoleinwände. Man könnte sagen: James Bond für Archäologen. Der erste Film heißt: Jäger des verlorenen Schatzes. Dass es um die Bundeslade aus dem Alten Testament geht, verrät der englische Originaltitel, übersetzt: „Plünderer der verlorenen Bundeslade“. Die Plünderer sind die Nazis, die das wertvolle Stück aufspüren, ausgraben und davonschleppen. Denn sie erhoffen sich davon Unbesiegbarkeit. Doch als sie die unscheinbare Holzkiste öffnen, finden sie nur Staub – den Staub der Gebotstafeln, die Mose einst auf dem Berg Sinai direkt aus Gottes Hand empfangen hat. Das größte Heiligtum des Volkes Israel, Zeichen seiner Erwählung, Pfand des Bundes, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat, zu Staub zerfallen. Doch das ist nur die eine Seite, die Enttäuschung. Die andere ist, dass die Bundeslade ihre Macht behalten hat, auch nach 3000 Jahren, den beim Öffnen bricht ein Lichtstrahl und ein Feuer hervor, das alle tötet, die hineinschauen. Natürlich überleben der Filmheld Indiana Jones und die Frau an seiner Seite.



Welche tödlichen Kräfte von dieser Kiste ausgehen, das hatte schon der König David erlebt, als er das Heiligtum in seine neue Hauptstadt Jerusalem bringen ließ. Ein Soldat von der Begleiteskorte, die schon damals verhindern sollte, dass die Bundeslade nochmals von den Feinden Israels gestohlen wird – dieser Soldat springt hin und will die Kiste halten, als sie vom Ochsenkarren herunterrutscht. Er ist auf der Stelle tot. Die Macht kommt daher, dass Gott selbst in dieser Lade wohnt. Der heilige, allmächtige Gott, vor dem alles vergehen muss wie Wachs in der Feuerhitze (So heißt es in einem Lied).

Auch von unserer Bundeslade an der Decke gehen die Strahlen aus. Strahlen wie die der Sonne. Sie bringt uns Licht und Leben, aber sie blendet, sie zerstört das Augenlicht. Und wenn wir uns mit dem Raumschiff nähern könnten, würden wir verglühen wie das Wachs. In den Markgrafenkirchen geht dieser Strahlenkranz nur von Gott selbst aus, vom dreieinigen Gott, vom Vater, vom Sohn Jesus Christus und vom Heiligen Geist in der Gestalt der Taube. Der Strahlenkranz um die Bundeslade beweist: hier ist Gottes Gegenwart. Als König Salomo, der Sohn Davids, den Tempel in Jerusalem baute, ließ er das Allerheiligste durch einen großen Vorhang abtrennen. Hinter diesem wurde die Lade aufbewahrt. Nur der Hohepriester, kein Mensch sonst, durfte das Heiligtum betreten, den Ort, wo Gott wohnt, wo er gegenwärtig ist.

Ja, wo wohnt Gott. Wir sagen ganz einfach: im Himmel. Man müsste es herumdrehen: Wo Gott ist, da ist der Himmel. Das sagt unsere Stuckdecke. Denn die Lade ist umgeben von Wolken und Engeln. Darunter drei, darüber drei. Die Flügel der beiden äußeren oben bilden ein Dreieck. Alle weist auf die Trinität, die Dreieinigkeit Gottes hin. Wie heißt es im Lied „Tut mir auf die schöne Pforte“: „Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier.“

Alles in diesen Kirchen spricht davon, dass Gott gegenwärtig ist, dass sein Licht leuchtet wie die Sonne; dass der Himmel, das Reich Gottes mitten unter uns ist. Im Adventslied „O Heiland, reiße die Himmel auf“ wird der Prophet Jesaja zitiert, der verzweifelt ruft „Ach, dass du den Himmel zerrissest und führest herab“. Es ist, als schläge er gegen eine Eisentür. Hier, an dieser Kirchendecke ist der Himmel offen.

Ich habe diese Darstellung mit der Bundeslade bewusst an den Anfang gestellt, vier Tage vor Weihnachten. Die Bundeslade ist eine Holzkiste. Sie hat zwei Griffe auf jeder Seite zum Tragen. Wir kennen das von Prozessionen, bei denen ein Heiligtum voraus oder in der Mitte des Zuges getragen wird. Oder von Königen, die auf einer Sänfte getragen wurden. Im Film von Indiana Jones ist es nur eine unscheinbare Holzkiste, nicht so schön geschmückt mit Blumen wie unsere Bundeslade. Die Engländer, die das Beutestück zuletzt erobern, verstecken es. Sie stellen es einfach in ein Lager mit vielen Holzkisten. Die schauen alle gleich aus. Da findet keiner diese besondere heraus. Das beste Versteck.

Die Holzkiste erinnert mich an die Futterkrippe, in der das Jesuskind geboren wurde. Ich habe, als ich noch Pfarrer dieser Gemeinde war, schon zweimal schnell eine Krippe zusammen gezimmert kurz vor Weihnachten aus ein paar Bretterresten und Latten aus meiner Werkstatt. Wirklich kein Kunstwerk, eben eine Kiste. Jesus ist der Kiste. Gott selbst in einer Kiste. Den übersieht man leicht, so wie im Film die Bundeslade unter den tausend Holzkisten im englischen Lager. Ein Kind wie jedes andere, ein Kind einfacher Leute wie Tausende.

Aber wer Augen hat zu sehen, wem die Engel die Augen geöffnet haben so wie den Hirten von Bethlehem, oder wem ein Stern mit seinen Strahlen den Weg gewiesen hat wie den Sterndeutern

aus dem Morgenland, der sieht mehr. Der sieht aus dieser Kiste die Strahlen hervorbrechen. Der sieht in diesem Kind, dem Säugling, „in Windeln gewickelt“ schon den Heiland und Erretter, so wie wir in „O du fröhliche singen“: Christ der Retter ist da.

Dass diese ganz besondere Holzkiste nicht in einem Tempel steht, nicht in einem heiligen Bezirk hinter dicken Vorhängen, nicht abgeschirmt durch die Tempelpolizei mit einem strikten Verbot „Zutritt für Normalsterbliche verboten“, sondern in einem Stall, wo jeder hinein kann, mitten unter den Leuten, zwischen Ochs und Esel und dem ganzen Vieh, dort, wo der Bauer seine Arbeit tut – das ist das ganz besondere unseres christlichen Glaubens. Man könnte sagen: das Alleinstellungsmerkmal. Überall lässt Gott sich finden, überall kann sein Lichtschein hervorbrechen, oder zumindest ein Strahl von diesem Licht. Das ist ja auch unsere Hoffnung für die kommenden Weihnachtstage, dass über der Tischplatte, um die herum wir zusammensitzen oder auch alleine sind, dass da nicht nur ein paar Kerzen brennen, sondern da Gottes Licht aufgeht. Ob dieser Tisch nun ein alter Holztisch ist, mit einfachem Essen darauf, oder eine festliche Tafel mit Kerzenleuchtern und feinsten Speisen. Das ist unsere Hoffnung, dass über diesem Tisch ganz unsichtbar ein paar Engel flattern. Und auch unter dem Tisch, wo man im Verborgenen schon einmal einen Tritt verteilt.

Die echte Bundeslade ist wahrscheinlich im Jahr 578 vor Christus zerstört worden, als der Tempel von Jerusalem zerstört wurde. Oder die Eroberer haben bei der Plünderung das Gold und die Edelsteine abgerissen, mit der man das Heiligtum geschmückt hat, und die Holzkiste zum Brennholz geworden. Aber die Krippe stellen wir jedes Jahr wieder neu auf. Wir Christen wissen, wo wir Gott finden.

3.2. Bienenstock in der Kirche? – die Schaubrote



Viele Besucher der Spitalkirche, die sich die Stuckdecke genauer anschauen, halten das Gebilde vorne rechts für einen Bienenstock. Was hat der zu bedeuten, wo doch in diesen Barockkirchen jeder Gegenstand, jedes Bild, jedes Symbol seine tiefere Bedeutung hat, so wie ein Puzzlestück zur Verkündigung der christlichen Botschaft. Da gäbe doch so ein Bienenstock einiges her. Bienen sind fleißige, nützliche Tiere. Sie produzieren nicht nur Honig, sondern bestäuben die Bäume. „Seid fleißig wie die Bienen und tut etwas Nützliches“, könnte die Botschaft lauten. Im Bienenkorb bilden die Tiere einen Staat, da ist alles gut organisiert und geordnet von den Arbeitsbienen bis zur Königin. Auch das könnte ein Vorbild sein, nämlich für ein funktionierendes Gemeinwesen. Wenn die Bienen im Frühling die blühenden Obstbäume umschwirren und sich auf den Blüten niederlassen, verstärkt das den Eindruck, wie wunderbar Gottes Schöpfung ist. Das würde dann gut zu den Blütenranken passen, die auch unsere Stuckdecke zieren. Und Honig ist bei den Griechen die Speise der Götter. Dem Volk Israel, als es von Ägypten auszog, war ein Land versprochen, in dem Milch und Honig fließt. So etwas wie der Himmel auf Erden. Dieses würde sich wiederum gut in die Markgrafenkirchen einfügen, in denen sich der Himmel auftut und die Menschen einen Vorgeschmack bekommen auf all das Schöne und Süße, was sie einst in Gottes himmlischem Reich erwartet.

Honig kommt in der Bibel häufig vor, die Bienen nur selten. Und wenn, dann nicht als Honigproduzenten, sondern als wilde Bestien, die nur eins im Sinn haben: die Leute zu überfallen, zu jagen und zu stechen. Aber an unserer Decke, das ist gar kein Bienenstock, sondern ein Stapel von fünf runden Broten. Man nennt sie „Schaubrote“. Zuerst, als das Volk Israel noch unterwegs war und keinen Tempel hatte, lagen die heiligen Brote im Bundeszelt. Dort, wo auch die Bundeslade mit den Gebotstafeln aufbewahrt wurde. Also dort, wo Gott gegenwärtig war. Deshalb lautet der hebräische Ausdruck auch: „Brot des Angesichts“. Dort, wo Gottes Angesicht leuchtet, da ist er ganz nah.

Eigentlich waren es ja zwölf Brote. Sorgfältig aufgeschichtet in zwei Stapeln zu je sechs. Zwölf, das ist die Zahl der zwölf Stämme Israels und später dann die Zahl der Jünger Jesu. In vielen Religionen gibt es solche Schaubrote. Bei Israels Nachbarvölkern mussten die Menschen die Götter mit Essen versorgen. Was sie übrig ließen, durften die Tempeldiener verzehren. Auch bei den Juden bekamen die Priester nach einer Woche das altbackene Gebäck, aber es hatte eine andere Bedeutung. Vielleicht so wie bei uns am Erntedankfest das Erntedankbrot mit den Ähren darauf und der Aufschrift: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Und weil Gott so reichlich gibt, wird aus der Bitte ein Dankgebet.

Aber hier an der Decke sehen wir nur fünf Brote. Das ist wieder eine andere Geschichte. Als König David, der die Bundeslade nach Jerusalem brachte, vorher auf der Flucht war vor dem König Saul, da kam er beim Priester Ahimelech vorbei und wollte für sich und seine Leute etwas zum Essen; so etwa fünf Brote. Der Priester hatte nichts zu Hause. Aber dieser David galt als Gesandter des Königs. Ahimelech wusste nichts von dem Zerwürfnis mit Saul und David beschwindelte ihn: er sei in geheimer Mission des Königs unterwegs. Und außerdem erzählte man sich überall herum, wie dieser junge Mann den Riesen Goliath erlegt hatte. Mit so einem ist nicht zu spaßen, wenn der Hunger hat mit seinen Kumpanen. Also geht der Priester ins Heiligtum und holt die fünf Brote. Nicht ohne sich zu vergewissern, dass David und seine Leute nicht unrein wären. Denn die heiligen Brote durfte man nur essen, wenn man rein war. Das hieß für die Männer, dass sie eine

Zeitlang nichts mit einer Frau hatten. Aber dafür waren sie schon lang genug alleine unterwegs. Also rückt Ahimelech die fünf Brotlaibe heraus.

Diese Geschichte ist eher eine Randnotiz in den Königsgeschichten des Alten Testaments, wie sie den beiden Samuelbüchern und den beiden Büchern der Könige berichtet werden. Kein Grund, an sie zu erinnern an der Decke einer christlichen Kirche. Da soll doch das Evangelium, die Botschaft von Jesus Christus verkündet werden. Und tatsächlich: in unsere Kirche ist der Stapel von fünf Schaubroten, der aussieht wie ein Bienenstock, nur deswegen gekommen, weil Jesus selbst an die alte Geschichte erinnert hat. Auch Jesus und seine Jünger haben Hunger. Sie kommen an einem Feld mit reifem Getreide vorbei und brechen ein paar Ähren ab, streifen die Körner heraus und zerkauen sie. Das war nichts Verbotenes, das war wohl so üblich. Das Problem war vielmehr: es war Sabbat. Dieses „Ährenraufen“ aber galt als Arbeit, Erntearbeit. Am Sabbat waren solche Arbeiten strikt verboten.

Besonders die Pharisäer achteten sehr darauf, dass die Gebote eingehalten wurden, speziell das Sabbatgebot. Wahrscheinlich gar nicht deswegen, um andere zu verpetzen oder ihnen das Leben zu vermiesen. Gottes Gebote waren das Zeichen seines Bundes, sozusagen ein Eheversprechen. Und die Gebote haben vor allem einen positiven Sinn. So sollen helfen, dass das Leben gut wird. Das Sabbatgebot, unser drittes Gebot: du sollst den Feiertag heiligen, hat einen guten Sinn, weil das Leben eben nicht nur aus Arbeit und Mühe, aus Geschäften und Geldverdienen besteht, sondern vor allem Geschenk ist. Wenn wir die Arbeit liegen lassen, dann dient das nicht nur der Erholung, sondern uns kann bewusst werden: das Wesentliche im Leben, das Leben selbst, ist Geschenk von Gott.

Und deswegen wird im Evangelium diese Geschichte vom Ährenraufen am Sabbat, als sich Jesus bewusst über das Sabbatgebot hinwegsetzt und den Streit mit den Pharisäern provoziert – deswegen wird diese Geschichte vom Gesetzesbruch nicht dazu erzählt, dass wir uns auch großzügig über die Gebote hinwegsetzen und uns dabei auf Jesus berufen: der hat sich ja auch nicht daran gehalten. Die Geschichte und das Bild von den Schaubroten sagt: Jesus ist mehr als David. David war der sagenhafte König, seine Herrschaft war eine Glanzzeit des Volkes Israel, nie war das Reich so groß und so bedeutend. Von da an gings bergab. Und immer hofft man auf einen König, einen Herrscher wie ihn: den Messias, Davids Sohn. Jesus wird so genannt: Davids Sohn. Aber er ist mehr als ein Nachfolger. Jesus wird zwar auch am Geburtsort Davids geboren, in dem Städtchen Bethlehem. Aber er ist nicht nur ein Starker, der sich über die Regeln hinwegsetzt und die Brote aus dem Heiligtum essen darf. Er ist selber das Brot des Lebens. Er speist uns mit Himmelsbrot. Das zeigen die Engel an unserer Decke. Dieses Brot macht satt für ewig, weil es die Seele nährt. Und in den Weihnachtstagen passt gut dazu, dass Jesus in Bethlehem geboren wurde. Denn das heißt übersetzt: Brothaus. Man könnte sagen: unsere Kirche ist so ein Brothaus, nicht nur die Spitalkirche mit diesem Bild, das aussieht wie ein Bienenstock, ein Haus voller süßem Honig.

3.3. Zuckerbrot und Peitsche? – die Gebotstafeln und das Kreuz

Martin Luther soll auf dem Reichstag in Worms die berühmten Worte gesprochen haben: „Hier stehe ich, ich kann nichts anders.“ Ein Papst in Rom soll im letzten Jahrhundert dagegen gesetzt haben: „Hier sitze ich, ich kann auch anders.“ „Ich kann auch anders“, das klingt nach einem Lehrer, der es im Guten versucht hat, mit Freundlichkeit, mit Geduld, mit guten Worten. Aber wenn es nicht fruchtet, wenn es trotzdem drunter und drüber geht in der Klasse, dann muss er halt zu anderen Mitteln greifen. Früher waren das Strafarbeiten, Nachsitzen oder gar Schläge – „körperliche Züchtigungen“. Die sind heute verboten und werden medienwirksam als Missbrauchsfälle in kirchlichen Internaten aufgearbeitet. Lehrerinnen und Lehrer heute müssen sich andere Sanktionen ausdenken. Am besten funktioniert wohl der Leistungsdruck und die Drohung mit dem Durchfallen.

„Zuckerbrot und Peitsche“ ist ein altbekanntes Erziehungsrezept. Wenn du brav bist, wenn du dich anstrengst, wenn du gute Leistung bringst, dann gibt's „Zuckerle“ – in welcher Form auch immer: gute Noten, Fleißpunkte. Bei uns gab's für jeden Einser im Zeugnis am Jahresende eine Mark und für einen Zweier ein Fünzigerl. Das wichtigste aber war die Anerkennung, das Lob. Aber wenn es nicht klappt, wenn du faul bist und nachlässig, wenn du Blödsinn im Kopf hast, dann gibt's die Peitsche; zuerst die Drohung und dann die Strafe: schlechte Noten, Taschengeldentzug, Hausarrest. Und in der Beziehung zu Vater und Mutter, oder wer sonst wichtig ist für einen, böse Blicke, Schimpfen, Liebesentzug, Verachtung.

Für dieses Prinzip stehen an unserem Deckenbild die zwei Gebotstafeln. Die sind nur angedeutet, aber jeder wusste gleich, worum es sich handelt: die zehn Gebote, die Gott dem Mose auf dem Berg Sinai gab. Die Theologen nennen es „das Gesetz“. Nicht nur, weil diese zehn Gebote so etwas wie der Kern unserer Gesetze sind. Aus den zwei Tafeln sind dicke Gesetzbücher geworden. Die zehn Gebote konnte man noch an zwei Händen abzählen und sich gut merken: für jeden Finger eins. Aber mit der Auslegung wurde es schon schwieriger: du sollst nicht töten – ja, aber die Todesstrafe drohte schon bei Vergehen, die uns heute nebensächlich erscheinen, und für den Krieg galt das fünfte Gebot auch nicht.

Aber darum geht es heute nicht, sondern um dieses Prinzip von Belohnung und Strafe. Das funktioniert ja bis heute ganz gut und treibt manche zu Höchstleistungen. Vielleicht geht es gar nicht anders, in der Schule, in einem Betrieb, in einem Staat: wer sich an die Regeln hält und etwas leistet, etwas Gutes tut und Gutes hervorbringt, wird belohnt. In der Wirtschaft sagt man dann „incentives“, Anreize, zum Beispiel eine Reise, um die Mitarbeiter zu motivieren. Wer sich daneben benimmt, die Regeln verletzt wird bestraft, wer nichts leistet bleibt sitzen oder fliegt raus. Der Chef kann eben auch anders. Das funktioniert. Vielleicht geht es nicht anders.

Neben den Gebotstafeln ragt allerdings eine Lanze in die Höhe, überragt die Tafeln – eine tödliche Waffe. Der Apostel Paulus, der selbst einmal ein jüdischer Theologe und Schriftgelehrter gewesen war, schreibt: das Gesetz tötet. An sich sind die Gebote und all die Regeln, die daraus entwickelt wurden, gut. Sie regeln das Zusammenleben, sie schützen die Schwachen, sie wollen zu einem guten Leben helfen. Sie fördern die Leistungsbereitschaft, besonders wenn das höchste Gebot lautet „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, mit allen deinen Kräften, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Martin Luther ist als junger Mönch an diesem Gebot zerbrochen. Er wollte ja Gott lieben, aber stattdessen kam in ihm Hass auf. Gott fordert Liebe, aber

droht zugleich mit den schlimmsten Strafen. Kann man so jemand lieben, bei dem man immer fürchten muss, dass er auch ganz anders kann und irgendwann die Peitsche herausholt, wenn man nicht gut genug ist.

Für die Leistung mag das Prinzip von Zuckerbrot und Peitsche ganz gut sein. Für die Beziehung, für das Vertrauen, für die Liebe ist es tödlich. Denn es baut auf der Angst auf. Der Mensch ist eben nicht nur gut, bringt eben nicht nur Bestleistungen, sondern versagt immer wieder und hat auch das Böse in sich. Wenn die Beziehung davon abhängig ist, dann muss man immer die Peitsche fürchten, den Liebesentzug. Dann gibt es keine Gewissheit, kein Vertrauen.



Im rechten Winkel zu den Gebotstafeln und der Lanze sehen wir ein großes Kreuz, sehr viel größer als die Tafeln. Und daneben auch ein Stab, allerdings mit Blumen und Bändern. Ich verstehe das als Zeichen des Lebens und der Freude, genauso wie die Blumenranken dazwischen. Aber ist das Kreuz nicht ein Zeichen des Todes und der Gewalt, ein Hinrichtungswerkzeug wie der Galgen oder der elektrische Stuhl heute? Ja, auch das ging es um Leben und Tod. Er, der Eine, der eingeborene Sohn Gottes, der selbst Gott ist, aus Gott in Ewigkeit geboren, das Wort, das Fleisch war, er stirbt am Kreuz. Er stirbt wie ein gewöhnlicher Mensch, ja wie ein gewöhnlicher Verbrecher, Opfer eines Justizirrtums und der Gewaltherrschaft, Opfer eines Unrechtssystems wie Tausende, Millionen in der Menschheitsgeschichte. Aber mit den Augen des christlichen Glaubens ein besonderer, ein ganz anderer Tod. Nicht nur, weil dieser Jesus von Nazareth am Kreuz seinen Feinden vergibt und für sie Gott um Vergebung bittet. Sondern vor allem, weil dieser Tod unsere Beziehung zu Gott verändert.

Die Menschen damals haben die Bedeutung dieses einmaligen Sterbens mit ihren Worten, ihren Bildern ausgedrückt. Es war die Sprache des Opfers, wie es im Tempel gepflegt wurde (wir

kommen noch auf das Opferlamm). Jesus Christus ist das Opferlamm, das stellvertretend gestorben ist und alle unsere Schuld auf sich nimmt, die Sünde, also all das, was uns absondern kann von Gott. Für mich hat es der Apostel Paulus im Römerbrief im 8. Kapitel am schönsten und treffendsten formuliert: Nichts kann uns trennen von der Liebe Gottes.

Das ist eben der Unterschied zu „Zuckerbrot und Peitsche“, dass der, der diese Erziehungsmittel gebraucht, immer auch anders kann. Ob das ein gutes Erziehungsmittel ist, sei dahingestellt, auch wenn der Wunsch nach Belohnung und die Angst vor Strafe zu Höchstleistungen antreiben können. Aber für eine vertrauensvolle Beziehung, für die Liebe ist dieses Prinzip völlig untauglich. Denn Liebe lässt sich nicht durch Belohnung kaufen. Und die Angst ist der größte Feind des Vertrauens. Wer liebt, kann eben nicht anders. Auch wenn er sehr darunter leidet, wenn der andere die Liebe nicht erwidert oder ihr gar zuwider handelt.

Dieses sprechende Bild an der Decke unserer Spitalkirche drückt aus, was man in der Sprache der lutherischen Theologie auf die Formel „Gesetz und Evangelium“ brachte. Das Gesetz tötet, das Evangelium von Jesus Christus befreit zum Leben. Beides stellt eine himmlische Gabe dar. Das zeigen die Engelsköpfe und die Wolken. Ja, auch das Gesetz mit der tödlichen Lanze. Nämlich dann und nur dann, wenn es über die Verzweiflung zum Kreuz hinführt, zur Erlösung. Ungefähr so wie bei Martin Luther.

3.4. Ist das Lamm fromm?

Das Schaf bzw. sein Junges, das Lamm, ist wohl das wichtigste Tier in der Bibel. Auch wenn ihm zuletzt an Weihnachten Ochs und Esel etwas die Schau gestohlen haben. Immerhin spielen die Hirten, die des Nachts draußen bei ihren Schafen die Wache halten, eine gewichtige Rolle. Ihnen erscheint der Engel und verkündet die Weihnachtsbotschaft. Und sie waren die ersten, die zur Krippe eilten und das Jesuskind anbeteten. Auf vielen Bildern haben sie Schafe dabei oder schenken dem Kind ein Schaffell, damit es weicher liegt und nicht friert.

Das Schaf, besonders das Lamm, war im Alten Testament das beliebteste Opfertier. Nicht weil es geduldig ist und sich, wie es beim Propheten Jesaja heißt, widerstandslos zur Schlachtbank führen lässt. Ich weiß überhaupt nicht, ob Schafe besonders geduldig sind. Ich bin kein Hirte, auch wenn die Pfarrer woanders „Pastor“ heißen, also „Hirte“. Und ich bin kein Schaf – obwohl manchmal geduldige und friedliche Menschen, die sich einiges gefallen lassen, als Schaf bezeichnet werden. Mit der Psyche von Schafen kenne ich mich nicht aus. Dass sie ganz früher gerne als Opfertiere im Tempel geschlachtet wurden, hängt einfach damit zusammen, dass es einerseits in dem kargen Land viele gab. Die meisten Menschen lebten von der Schafzucht. Und deshalb waren sie andererseits sehr wertvoll. Man opferte Gott eben etwas vom Besten, was man hatte.

Deshalb ist unser Schaf ja auch gefesselt. Vorder- und Hinterbeine sind zusammengebunden. Das Tier läuft nicht mehr weg. Widerstand zwecklos. So ergibt es sich in sein Schicksal und liegt ruhig da – so wie es beim Propheten Jesaja in dem berühmten Kapitel über den leidenden Gottesknecht heißt: „Als er gemartert ward, litt er doch willig und tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird; und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer.“ Für uns Christen ist Jesus der leidende Gottesknecht, das Opferlamm, das Schaf. Im

Garten Gethsemane hat er noch gekämpft, wollte nicht sterben als 33-Jähriger, nicht diese Qualen ausstehen. Aber er fügte sich. Aber nicht wie ein geduldiges Schaf, das sich alles gefallen lässt, weil es zu dumm oder zu schwach ist, sich zu wehren. Sondern weil durch seinen Tod etwas Großartiges und Wunderbares erreicht werden sollte: Erlösung und Leben für alle Menschen. So wie es bei Jesaja steht: Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Oder im Blick auf die Fußfesseln: er wurde gebunden, damit wir frei sind.

Manchmal hat dieses Lamm gleich die Siegesfahne dabei (hier in der Spitalkirche nicht). Dann geht der Blick über den Karfreitag gleich auf Ostern. Denn Jesus Christus ist auferstanden. In den Markgrafenkirchen steht nicht das Kreuz, das Leiden und Sterben Jesu im Mittelpunkt, das „O Haupt voll Blut und Wunden“, sondern Jesus Christus, der Siegertyp, der Sünde, Tod und Teufel überwunden hat. Oft stotzt er vor Kraft wie so ein bodybuilding-Typ. Um das Böse zu besiegen, die stärksten Mächte der Welt, muss man schon stark sein. Wenn das Lamm die Siegesfahne trägt, zeigt uns das: Gott geht einen anderen Weg, seinen Willen durchzusetzen. Er geht den Weg durch Schwachheit und Leiden. Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Es ist schon fast paradox: dieses Lämmlein mit der Siegesfahne, die sonst die großen Helden schwingen, manchmal auch die Maulhelden.

Unser Lamm liegt auf dem Buch mit den sieben Siegeln. Jetzt wird es geheimnisvoll. In der Zeit der ersten Verfolgungen, die noch nicht so blutig und brutal waren wie unter Kaiser Nero, aber es gab doch schon Anfeindungen und Ausgrenzung, da benützt man in der Gemeinde eine Geheimsprache. Man verschlüsselt die Botschaft. Nur die eingeweihten sollen den Sinn verstehen, nicht die Feinde, die da draußen. (Man könnte an die Verschlüsselung von Nachrichten oder Passwörtern im Internet denken). Das Buch mit den sieben Siegeln ist zur Redensart geworden, wenn man etwas nicht versteht. Oder wenn man jemanden nicht versteht: der ist verschlossen, man bekommt keinen Zugang. Nicht nur einmal versiegelt, sondern gleich sieben Mal – diese heilige Zahl, die Vollkommenheit ausdrückt. Mehr geht nicht. Maximale Geheimnistuerei.



Aber in der Geheimsprache der Offenbarung des Johannes bedeutet dieses Buch mit den sieben Siegeln etwas Anderes. Es ist so etwas wie das Drehbuch für die Apokalypse, das Ende der Welt. Fast wie für einen Film – „apokalypse now“, oder wie es sonst heißt, wenn sich Drehbuchschreiber die finale Katastrophe ausmalen, ausgelöst durch einen Atomkrieg oder durch Außerirdische. An die könnte man denken, wenn man das letzte Buch der Bibel liest. Da kommen Reiter mit tödlichen Waffen, mit Pest und Seuchen wie mit Kampfgas, mit Feuer und Explosionen. Jedes Mal, wenn wieder ein Kapitel dieses Buches aufgeschlagen wird, rollt eine neue Vernichtungswelle über die Erde, noch grausamer als die erste, bis zur endgültigen Zerstörung. Nur die Gläubigen haben Hoffnung, dass sie verschont werden. Ja, es soll ihnen zum Trost dienen, dass diese böse Welt da draußen zugrunde geht, und all das Schlimme gerächt wird, was man den Christen zugefügt hat. Die Märtyrer ernten den Siegeskranz, die Krone des Lebens.

Und was hat das Lamm damit zu tun? In der Geheimsprache ist es Jesus Christus, der dieses Buch öffnen wird, kurz bevor er wiederkommt, die Seinen zu erlösen. Allein das Lamm ist würdig und mächtig, die Siegel zu brechen. Wenn aber dieses Buch geöffnet wird, dann nimmt das Ende seinen Lauf. Ich weiß nicht, ob diejenigen, die diese Bilder mit dem Lamm auf dem Buch in Auftrag gegeben oder gestaltet haben, an all das gedacht haben. In Markgrafenkirchen wird nicht mit der Angst gearbeitet, so wie auf den mittelalterlichen Darstellungen des Jüngsten Gerichts, wo sich links unter dem richtenden Christus der Höllenschlund für die Verdammten auftut. Ich weiß auch nicht, ob die Menschen noch mit dem nahen Weltende rechneten, so wie Martin Luther es noch tat. 1700 Jahre waren inzwischen seit den ersten Christen vergangen, die stündlich mit dem Ende und der Wiederkunft Christi rechneten. Und so verwandelte sich die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, dass wir nach unserem Tod bei Gott im Himmel sind.

Dann würde sich auch der Inhalt dieses Buches verändern. Nicht mehr das Drehbuch für den Weltuntergang, sondern das Buch des Lebens. Das Buch, in dem unsere Namen geschrieben sind. Die Namen, von denen es heißt: „Gott spricht: Fürchte dich nicht, ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein“. Das Buch ist verschlossen, wir können es nicht öffnen, nicht lesen. Wir wissen nicht, was drin steht. Aber wir können vertrauen, dass unsere Namen dabei sind. Das Lamm, das auf dem Buch liegt, bietet die Gewähr dafür. Das ist doch ein wunderbares Geheimnis. Je mehr man davon versteht, umso unbegreiflicher wird es, dass diese schwache Gestalt mit ihrem Leiden und Sterben uns das Leben geschenkt hat. Unser Lamm ist ja auch mit einer Schleife geschmückt wie ein Geschenk.